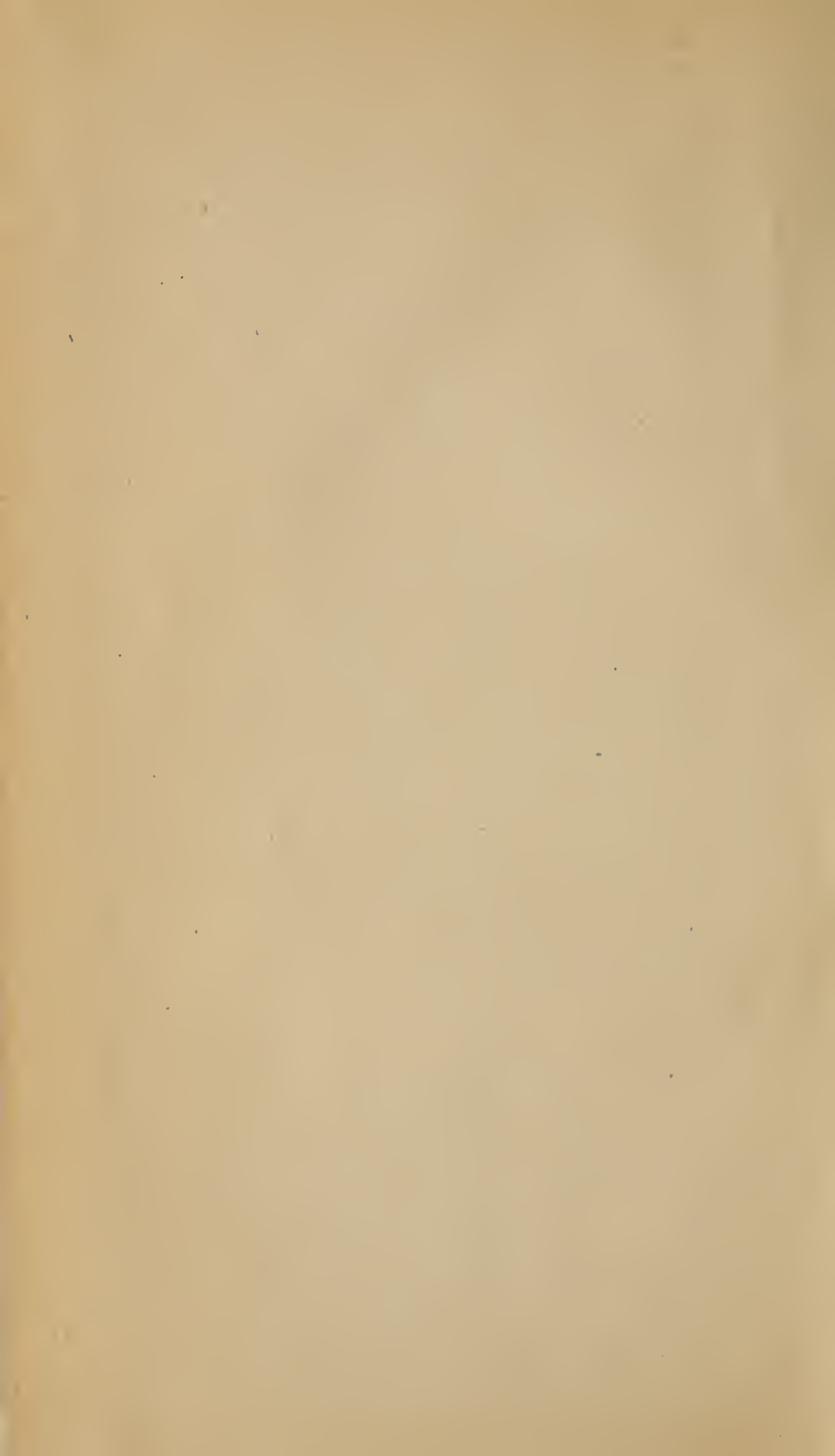

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY




SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868









INDIEN
UNTER DER ENGLISCHEN HERRSCHAFT

VON

DR. STEN KONOW
PROFESSOR FÜR KULTUR UND GESCHICHTE INDIENS,
HAMBURG



TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1915

INDIEN
UNTER DER ENGLISCHEN HERRSCHAFT

VON

DR. STEN KONOW
PROFESSOR FÜR KULTUR UND GESCHICHTE INDIENS,
HAMBURG



TÜBINGEN
VERLAG VON J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK)
1915

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Meiner Frau

27-2-15.



VORWORT.

Dies kleine Buch, das auf Veranlassung meines Verlegers zustande gekommen ist, soll nicht eine erschöpfende Darstellung der Verhältnisse im britischen Indien geben, sondern verfolgt einen viel bescheideneren Zweck. Man hört oft die Ansicht aussprechen, die englische Herrschaft in Indien stehe auf schwachen Füßen. Ich bin dieser Ansicht schon wiederholt entgegengetreten, weil ich sie für absolut falsch halte und weil es mir bedenklich erscheint, daß sie in Deutschland Verbreitung findet. In dem vorliegenden Buche habe ich daher zu zeigen versucht, wie vollständig und wie leicht die Engländer Indien erobert haben, und wie sie es verstanden haben, die Verwaltung des Landes in feste Ordnung zu bringen und das wirtschaftliche Leben zu fördern, eben weil dies im englischen Interesse lag. Eine gute Administration und eine planmäßige Arbeit, die auf das Emporkommen Indiens abzielt, ist auch vom englischen Standpunkte aus die einzige verständige Politik, und es wäre einfach selbstmörderisch, wenn die Engländer in Indien eine Mißwirtschaft zulassen würden.



INHALT.



EINLEITUNG.

Wir stellen uns gewöhnlich Indien als einen Kontinent vor, welcher seit den ältesten Zeiten fast gar nicht mit der Außenwelt in Berührung kam, und wir denken uns oft, erst die englische Herrschaft habe dazu geführt, daß das ferne Land heute im Welthandel und sogar in der Weltpolitik eine recht bedeutende Rolle spielt. In Wirklichkeit aber liegt die Sache ganz anders.

Schon im Altertum waren indische Waren in Europa bekannt und beliebt, und während des Mittelalters wurde die Nachfrage, namentlich nach Spezereiwaren und Seidenstoffen, immer größer.

Die ältesten Handelsstraßen führten über den Hindukusch zum Oxustale und weiter nach dem kaspischen Meere; über die See nach dem persischen Meerbusen und weiter durch Mesopotamien nach Syrien und Aegypten; oder über den arabischen Ozean und weiter durch das rote Meer nach Suez.

Wir haben auch Nachrichten, welche zeigen, daß dieser Handel schon früh einen großen Umfang angenommen hatte. Plinius beschwert sich, daß Europa alljährlich 55 Millionen Sestertien an dem Warenaustausch verliere, und die große Menge von edlen Metallen, welche auf diese Weise den europäischen Staaten entzogen wurde, ist in früheren Zeiten vielfach ein Hauptbedenken gegen größere Unternehmungen in Indien gewesen.

Die Vermittler dieses Handels aber verdienten Geld, viel Geld dabei, und schon im Altertum fängt der Wettbewerb um den indischen Handel an, der sich bis in die Neuzeit fortgesetzt

hat. Die arabischen Kaufleute im roten Meer, die Handelshäuser in Palmyra, ja die römischen Kaiser suchten möglichst viel von diesem Verdienste an sich zu ziehen. Gegen Ende des Mittelalters waren es namentlich die italienischen Republiken, welche den indischen Handel zu monopolisieren verstanden und dadurch große Reichtümer anzuhäufen vermochten, und seitdem werden wir immer finden, daß jeweils diejenige Nation, welche auf dem Meere die Uebermacht hat, auch in dem indischen Handel die leitende Rolle spielt.

Die muhammedanischen Eroberungen unter den Nachfolgern des Propheten mußten auch auf den indischen Handel einen bedeutenden Einfluß ausüben. Die alten Handelswege wurden nach und nach von den Muslimen beherrscht, und durch die Eroberung von Aegypten im Jahre 1517 kamen sie schließlich sämtlich in die Hände der Türken.

Es ist denn kein Wunder, daß die neue Seemacht, die in der Zwischenzeit aufgekommen war, nach Mitteln und Wegen suchte, den indischen Handel diesem Abhängigkeitsverhältnis von den Muhammedanern zu entziehen. Die Portugiesen hatten schon lange mit neidischen Augen zugesehen, wie namentlich Venedig durch den indischen Handel reich geworden war, und jetzt wollten sie nicht bloß die Venezianer ablösen, sondern sich zugleich der vielen Zwischenhändler entledigen, damit der Handelsgewinn ungeteilt ihnen selbst zufließe. Deshalb galt es, einen neuen direkten Weg nach Indien zu finden. Es ist bekannt, wie diese Bestrebungen zu den großen Entdeckungen führten, welche den Anbruch einer neuen Zeit in der Weltgeschichte bezeichnen, und wie es schließlich den Portugiesen gelang, das Ziel zu erreichen: Vasco da Gama, der im Juli 1497 von Lissabon wegsegelte, um den Weg nach Indien zu finden, landete im folgenden Jahre bei Kalikat an der indischen Westküste.

Erst damit setzt eigentlich die Geschichte der Europäer in Indien ein. Nach und nach lösen sich die großen seefahrenden Nationen in Indien ab, indem die mächtigeren die schwächeren verdrängen. Immer handelt es sich für die verschiedenen europäischen Na-

tionen darum, den indischen Handel für sich zu monopolisieren; keine von ihnen denkt daran, eine Politik der offenen Tür einzuleiten. Deshalb ist auch der Kampf zwischen den verschiedenen europäischen Mächten in Indien so erbittert, so rücksichtslos, und für den Historiker so unerfreulich.

Welche Bedeutung der indische Handel hatte, dessen war man sich damals wohl noch nicht bewußt, obgleich die Folge der Verdrängung der Venezianer klar zu erkennen war: die Hegemonie Venedigs im Welthandel war damit zu Ende. Aber immerhin waren die Portugiesen von seiner Wichtigkeit so überzeugt, daß sie im Jahre 1502 den Papst dazu bewogen, ihnen durch eine Bulle das Monopol auf die Handelsgeschäfte mit Indien zu übertragen. Seitdem blieben sie mehr als hundert Jahre die führende Macht in den indischen Gewässern.

Auf die Dauer aber konnte sich Portugal nicht als die leitende Seemacht halten. Das Land war zu klein, um die alljährliche Entsendung von tausenden der besten Einwohner aushalten zu können, und in Europa gestalteten sich die Verhältnisse zu seinen Ungunsten. Durch die Vereinigung mit Spanien wurden die portugiesischen Interessen in den Hintergrund gedrängt, und durch die Kämpfe in Europa wurde das Land geschwächt. In Indien wurden die Portugiesen denn allmählich von den Holländern und Engländern verdrängt.

Schon während des sechzehnten Jahrhunderts waren die niederländischen Seestädte die großen Stapelplätze geworden, von denen aus die von den Portugiesen importierten indischen Waren weiter verteilt wurden, und als die Portugiesen den Holländern verboten, diese Waren in Lissabon zu holen, entschlossen sich die letzteren, sie in Indien selbst zu suchen. Die pyrenäischen Machthaber verstanden ohne Zweifel, daß dies für sie verhängnisvoll werden konnte. Im Jahre 1607 erbot sich denn auch der König von Spanien, seine Oberhoheitsrechte aufzugeben, falls die Holländer auf den indischen Handel verzichten wollten. Darauf ließen sich die Holländer aber nicht ein, und schließlich erfochten sie ihre Unabhängigkeit ohne derartige Bedingungen,

und bald versuchten sie ihrerseits den indischen Handel für sich zu monopolisieren.

Ungefähr gleichzeitig mit den Holländern erschienen auch die Engländer in Indien. Anfangs hielten die beiden protestantischen Nationen gegen die Portugiesen zusammen, und viele erbitterte Kämpfe wurden gegen den gemeinsamen Feind ausgefochten. Sobald aber die Portugiesen genügend geschwächt waren, fingen die Verbündeten an, sich um die Beute zu schlagen. Der Kampf wurde auch nach Europa getragen, und bei der wechselnden Haltung Englands in den Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts spielten die asiatischen Interessen eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Hier kamen auch die Kriege zwischen Holland und Frankreich den Briten zu statten. Denn auch die Franzosen waren inzwischen auf der indischen Schaubühne aufgetreten. Sie und die Holländer schwächten einander gegenseitig, und der Vorteil fiel den Engländern zu. Den Holländern gelang es zwar, ihre Stellung auf den indischen Inseln zu behaupten, auf dem indischen Festlande aber wurde ihre Position immer schwächer, und um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Franzosen und die Engländer die einzigen europäischen Mächte, welche sich hier den Rang streitig zu machen vermochten.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatten sich auch die Verhältnisse in Indien selbst wesentlich verändert, so daß die Möglichkeit für eine europäische Politik mit viel weiteren Zielen als bisher gegeben war.

Von Anfang an strebten die Europäer nur ein indisches Handelsmonopol an, sie dachten nicht daran, in Indien ein großes Reich zu begründen. Daher begnügten sie sich mit solchen Ansiedlungen, die als Stützpunkte für den Handel notwendig erschienen. Denn die Bedeutung dieses Handels verstand man ziemlich früh einzuschätzen. „Wer den ostindischen Handel in seinen Händen hat“, sagt z. B. der englische Schriftsteller Charles Davenant (1656—1714), „kann der ganzen Welt seine Gesetze vorschreiben.“ Dabei ging man von der Vorstellung aus, daß es

möglich sei, diesen Handel unter dem Schutze der einheimischen indischen Fürsten zu betreiben, und daß diese kaufmännische Betätigung nicht zu großen europäischen Staatenbildungen auf dem indischen Kontinent führen müsse.

Im achtzehnten Jahrhundert aber waren in der politischen Lage Indiens große Veränderungen eingetreten. Anstatt der verhältnismäßigen Ordnung und Sicherheit der vorhergehenden Jahrhunderte war alles in Auflösung, unter der allgemein herrschenden Anarchie wurde es auch für die Europäer schwieriger ihre Geschäfte auf die frühere Weise fortzuführen, und es ergab sich für sie die Notwendigkeit, auch auf die Landesverwaltung mehr und mehr die Hand zu legen.

LAND UND VOLK.

Indien ist von Alters her das Land der Kleinstaaten gewesen. Größere Reiche sind allerdings von Zeit zu Zeit entstanden und haben zeitweise eine bedeutende Macht entfaltet. Nie aber hatten sie die innere Kraft, der es bedurft hätte, um sich auf die Dauer zu behaupten. Das Bild, das wir aus der indischen Geschichte gewinnen, ist daher durchgehends ein recht buntes, immer wieder begegnen wir einer großen Zahl von kleinen Staaten, die sich gegenseitig bekriegen.

Die Erklärung dieser Tatsache ist auch leicht zu geben. Sie liegt in der gewaltigen Ausdehnung des Landes und in der großen Verschiedenheit zwischen seinen einzelnen Teilen.

Auf die Größe Indiens ist schon oft hingewiesen worden, und häufig stoßen wir in der Literatur auf die Bemerkung, daß Indien nicht ein Land, wie etwa Deutschland, sondern vielmehr ein Erdteil, ein eigener Kontinent sei. Wenn wir von Rußland absehen, so ist es an Größe ungefähr unserem ganzen Weltteil gleich. Und innerhalb dieses Kontinents sind die Verschiedenheiten ebenso groß und durchgreifend wie in Europa.

Im Norden wird Indien durch ein gewaltiges Gebirgssystem von dem übrigen Asien abgegrenzt, nur im Westen finden sich

niedrigere Gebirgsketten und Pässe, die für größere Transporte fahrbar sind. Auf diesem Wege sind denn auch alle früheren Eroberer nach Indien gekommen, bis die Europäer den Weg über das Meer fanden.

In den niedrigeren Teilen dieses Gebirgssystems, des sogenannten Himalaya, des Heims des Schnees, finden sich viele Täler und Ansiedlungen, deren Einwohner unschwer ihre Unabhängigkeit auch mächtigen Nachbarstaaten gegenüber zu wahren verstanden haben, und gerade in diesen Gegenden liegt der einzige indische Staat, der noch heute selbständig geblieben, der Staat Nepal.

Unter den Himalayabergen finden wir eine ungeheure alluviale Ebene, welche sich über das ganze nördliche Indien erstreckt und von den großen, in den Bergen entspringenden Flüssen bewässert wird. Diese Ebene, die oft Hindustan genannt wird, ist der reichste und wichtigste Teil Indiens und hat auch in der indischen Geschichte immer die wichtigste Rolle gespielt. Sie bildet aber keineswegs ein einförmiges Ganzes, sondern umfaßt sehr große Verschiedenheiten, von fast wasserlosen Gegenden im Westen bis zu den üppigen und feuchten Distrikten in Bengalen, wo wir im Osten gelegentlich einen durchschnittlichen jährlichen Regenfall von mehr als einem Meter finden, und wo an einem Tage bisweilen mehr Regen fällt als in London im Laufe eines ganzen Jahres.

Im Süden steigt das Land langsam, und schließlich stoßen wir auf eine Reihe von Gebirgsketten, welche unter verschiedenen Namen, wie Vindhya usw., quer durch Indien ziehen und neben dem in das arabische Meer auslaufenden Narbadaflusse südlich von den Vindhyabergen als die Grenze zwischen dem nördlichen und dem südlichen Indien angesehen werden.

Das große Dreieck im Süden wird oft als der Dekhan bezeichnet, ein Wort, das einfach südlich bedeutet. Im engeren Sinne versteht man aber unter Dekhan bloß das Land zwischen den Flüssen Godavari und Kistna, d. h. den heutigen Staat Haiderabad und die westlich von diesem liegenden Distrikte. Das Innere des Dreiecks besteht aus einer bergigen Hochebene,

die gegen Osten und Westen in Gebirge, die sogenannten Ghats, ausläuft. Unterhalb der Ghats, den Küsten entlang, liegen üppige und wasserreiche Streifen fruchtbarer Erde, die Malabarküste im Westen und die Koromandelküste im Osten.

Zwischen den verschiedenen Teilen Indiens laufen heutzutage Eisenbahnen und gute Landstraßen. In früheren Zeiten aber war der Verkehr äußerst schwierig und oft ganz unmöglich. Es gab keine Wege mit festem Wegekörper, sondern einfach Fährten, die für schweren Wagenverkehr fast unbrauchbar waren, und es gab keine Brücken über die großen Flüsse. In der Regenzeit war namentlich der Verkehr sehr schwierig, und mußte oft ganz eingestellt werden. Dazu kam, daß große Waldgegenden, welche oft von halbwilden Stämmen bevölkert waren, die verschiedenen Teile des Landes voneinander trennten.

Unter solchen Umständen begreift es sich leicht, daß ausgedehnte Staatenbildungen nicht leicht zustande kamen, und in derselben Richtung wirkte es, daß die Bevölkerung ebenso verschiedenartig und bunt ist, wie die Gestaltung des Landes selbst. Es gibt nämlich keine einheitliche indische Rasse, vielmehr unterscheiden sich die zahlreichen Stämme und Völker in Typus, in Sprache und auch in geistigen Eigenschaften ebenso stark voneinander, wie diejenigen europäischen Rassen, die untereinander die größten Verschiedenheiten aufweisen.

Im größten Teil von Südindien und in mehreren Gebirgsgegenden des nördlichen Indiens, das heißt in den geologisch ältesten Teilen des Landes, finden wir eine Rasse, die sogenannte dravidische, welche wir wohl vorläufig als die Ureinwohner Indiens ansehen müssen. Die langen Köpfe, die breiten Nasen, das woll-ähnliche Haar und die dunkle Hautfarbe verleihen ihnen ein Aussehen, das an die Neger erinnert, und es ist auch mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit behauptet worden, daß sie mit den Australnegern zusammenhängen. Die dravidischen Sprachen unterscheiden sich vollständig von allen anderen indischen Sprachen, und es ist vorläufig auch nicht gelungen, verwandte Mundarten außerhalb Indiens nachzuweisen.

Im nordöstlichen Indien und in den heutzutage sogenannten Zentralprovinzen finden wir eine zweite, gänzlich verschiedene Sprachenfamilie, von welcher man vielleicht auch in den Himalayaländern Spuren nachweisen kann, die sogenannten Mundastämme oder Kolarier. Die angloindischen Anthropologen behaupten, daß sie zu der dravidischen Rasse gehören, was andere stark bezweifeln. Die Frage ist noch nicht entschieden. Sicher ist bloß, daß die kolarischen Sprachen mit den dravidischen keinen Zusammenhang haben, während sie mit zahlreichen Mundarten und Sprachen in Hinterindien und weiter vielleicht auch auf den Inseln des Indischen und des Stillen Ozeans verwandt sind. Manche glauben, daß die Urheimat dieser großen Sprachenfamilie gerade Vorderindien sei; in diesem Falle müßten wir wohl die Mundastämme als die Ureinwohner des nordöstlichen Indiens ansehen.

Später eingewandert sind sicherlich die vielen Stämme in den Himalayaländern und in Hinderindien, welche mit den Chinesen und den Tibetanern sprachlich und anthropologisch verwandt sind. In der Geschichte des eigentlichen Indiens haben diese Stämme so gut wie gar keine Rolle gespielt, und der wichtigste unter ihnen, der der Birmanen, ist erst in neuerer Zeit unter die Herrschaft des indischen Reiches gekommen.

Einen außerordentlich großen Einfluß auf die Gestaltung der indischen Völkerwelt hat aber eine vierte Rasse ausgeübt, welche zwar nicht ursprünglich in Indien zuhause ist, welcher wir aber die Entwickelung der nationalen indischen Kultur verdanken. Es sind dies die Arier, welche in vorgeschichtlicher Zeit durch die Pässe des Nordwestens in Indien eingewandert sind, und welche anthropologisch und sprachlich mit den wichtigsten europäischen Völkern verwandt sind. Die Indoarier bilden den Hauptbestandteil der Bevölkerung im nordwestlichen Indien, im Kaschmirtale, im Pandschab und in Radschputana. Mehr mit Draviden vermischt finden wir sie weiter gegen Osten, und die arischen Züge, der längliche Kopf mit der spitzen Nase und dem schlichten Haare, die auch für die Germanen

charakteristisch sind, begegnen uns auch sonst in den höchsten Gesellschaftsschichten im ganzen Indien.

Die älteren Einwohner scheinen diesen fremden Einwanderern überall kulturell, und vom Anfang an wahrscheinlich auch physisch, unterlegen gewesen zu sein, und sie erlagen bald ihrem Einflusse. Das Sanskrit, die heilige Sprache der Arier, wurde die wichtigste Kultursprache Indiens, und die durch sie vermittelte Zivilisation umspannte bald das ganze Land.

Die Anthropologen unterscheiden noch andere Rassen innerhalb der indischen Bevölkerung. So hören wir von zwei verschiedenen Typen in den nordwestlichen Grenzländern und in der heutigen Bombayer Präsidentschaft, welche wohl in verschiedenem Maßstabe iranische und vielleicht auch türkische Elemente enthalten usw. Im großen und ganzen können wir die indische Bevölkerung als eine überaus bunte bezeichnen, und da namentlich die sprachlichen Unterschiede sehr groß sind, und immer gewesen sind, müssen sich auch diese Verhältnisse dem Emporkommen eines großen indischen Reiches hindernd in den Weg gestellt haben.

Noch mehr aber erschwerte ein anderes eigentümliches Verhältnis die Entwickelung einer Staatsidee oder eines das ganze Volk durchdringenden Nationalitätsgefühls. Das indische Volk zerfällt, und zerfiel früh, nicht bloß in Rassen und Stämme, sondern auch in Unterabteilungen einer anderen Art, die sogenannten Kasten.

Was eine Kaste ist, ist nicht leicht zu definieren. Es ist eine Gruppe von Familien, oder richtiger von Familiengruppen, mit einer gemeinsamen Bezeichnung, welche gewöhnlich auf eine gemeinschaftliche Beschäftigung hindeutet, obgleich wir nicht selten in einer Kaste die verschiedensten Lebensberufe repräsentiert finden; mit einem vermuteten gemeinsamen Ahnherrn, und einer eigenen Organisation, deren Jurisdiktion die Kastenmitglieder unterworfen sind. Die Kaste ist erblich, und niemand darf außerhalb der Kaste heiraten. Alles dies muß natürlich dazu beitragen, den Horizont einzuengen, und den-

jenigen Tendenzen entgegenwirken, welche in anderen Ländern für die Entwicklung der Idee des Staates, des Vaterlandes entscheidend waren. Kein Wunder, daß wir auch heute in Wirklichkeit nicht von einer eigentlichen indischen Nation mit einheitlichen Zielen und einheitlichem Charakter reden können. Das indische Volk charakterisiert sich vielmehr als ein loses Nebeneinander von verschiedenen Stämmen, Klanen, Kasten, Religionsgemeinden, und anderen Gemeinschaften.

DIE POLITISCHEN VERHAELTNISSE BEI DER ANKUNFT DER EUROPAEER.

Dieselben Verhältnisse, welche die Entwickelung großer Staaten erschwerten, mußten andererseits die Auflösung von Reichen, welche sich trotz aller Schwierigkeiten bildeten, beschleunigen. Gewöhnlich fehlt denn auch eine Zentralgewalt, die tatkräftigen Widerstand leisten könnte, wenn fremde Eroberer in Indien einfallen. Die Inder sind außerdem kein eigentliches Kriegervolk, und endlich können wir vielfach beobachten, wie das indische Klima auf die Dauer einen erweichenden Einfluß auf die Bevölkerung ausübt. Andererseits haben die an Indien grenzenden Länder, die Gebirgsgegenden von Iran und Zentralasien, seit dem Altertum lebens- und streitkräftige Völker hervorgebracht.

Vom Nordwesten her waren schon die Arier in Indien eingedrungen, ein frisches und tatkräftiges Volk, dem die Eroberung des Landes anscheinend nicht allzu schwer fiel. Später aber erlebten die Arier von neuen Eroberern dasselbe Geschick, das sie den früheren Einwohnern bereitet hatten, und mehr als einmal sind fremde Eindringlinge in Indien eingerückt. Diese gingen aber stets in der älteren Bevölkerung auf; erst, nachdem der Islam in Asien eine Großmacht geworden, nahmen diese Eroberungen einen dauerhafteren Charakter an.

Der Grund dafür ist leicht zu erkennen. Bei den früheren

Eroberungen hatten die Eindringlinge keine eigene höhere Kultur mitgebracht, sie erlagen daher bald dem Einflusse der überlegenen arischen Zivilisation. Die muhammedanischen Eroberer dagegen waren durch ihre Religion auf das engste mit einer fremden Kultur verknüpft, und diese Religion war für sie selbst ein überaus starkes Bindeglied.

Den Muhammedanern gelang es denn auch, in Indien Reiche zu begründen, welche eine größere Ausdehnung hatten und länger dauerten, als die früheren indischen Staatenbildungen. Namentlich das türkische Herrscherhaus der Moghulen gewann eine Machtstellung in Indien, wie sie früher von keiner Dynastie erreicht worden war.

Der Begründer der großmoghulischen Dynastie in Indien, der tapfere und großmütige Babar, erschien ungefähr gleichzeitig mit den Europäern im Lande. Durch die Schlacht bei Panipat im Jahre 1526 unterwarf er Nordindien. Schon um das Ende des Jahrhunderts umfaßte das Reich der Großmoghulen unter Babars Enkel Akbar (1556—1605), einem der edelsten Herrscher, die je auf einem Thron gesessen, den größten Teil Nordindiens. Unter Akbar und seinen ersten Nachfolgern wurde auch eine Politik der Aussöhnung mit den Hindus eingeleitet, und Indien war auf dem Wege zur Sammlung, zur Einigung.

Akbars Großenkel Aurangzeb (1658—1707) verfolgte eine andere Politik. Er war ein bigotter Muhammedaner und entfremdete sich die Hindus durch allerlei kleinliche Bestimmungen. Wohl erreichte das Imperium unter seiner Regierung seine größte Ausdehnung, insofern auch der größte Teil Südindiens erobert wurde, doch zeigten sich unter ihm auch die ersten Zeichen einer bevorstehenden Auflösung.

Die Autorität der Großmoghulen lebte noch eine Zeitlang in Indien weiter, mit ihrer Macht war es aber bald vorbei. Die einst so kriegerischen Scharen, die ihre Armee bildeten, waren unter dem Einflusse des indischen Klimas und des üppigen und bequemen Lebens, das sie dort führten, mehr und mehr verweichlicht. Der französische Reisende Bernier, der Aurangzebs

Hof besuchte, meint daher, daß 20 000 französische Soldaten unter guten Offizieren genügen würden, um ganz Indien zu erobern. Sodann hatte die straffe Zentralisation der ganzen Regierungsmacht in der Person des Kaisers dazu geführt, daß der Zusammenhang des Ganzen von ihm abhängig wurde. Als nun Aurangzeb starb, war kein hervorragender Nachfolger vorhanden, der die Erbschaft übernehmen konnte. Seine Söhne fingen an, sich um die Krone zu streiten, und es dauerte nicht lange, bis die verschiedenen Provinzialgouverneure sich tatsächlich von dem Großmoghul unabhängig machten. So entstanden im wesentlichen selbständige muhammedanische Reiche in Audh und in Bengalen, und weiter im Dekhan, wo die Grundlagen des heutigen Staates Haiderabad gelegt wurden, und in dem sogenannten Karnatik, der Ostküste vom Kistnaflusse bis zur Südspitze.

Daneben erhoben sich auch die Hindus in immer größerer Ausdehnung gegen die Moghulen. Im Pandschab entwickelten sich die Sikhs, von denen wir später mehr hören werden, unter den Verfolgungen der Muhammedaner zu einem tapferen Kriegervolk. In Radschputana waren die alten Fürstenhäuser nie von den Moghulen bezwungen worden, und auch im Süden, in Maisur, lebte noch ein altes Hindureich fort. Zu viel größerer Bedeutung als alle diese Staaten aber entwickelten sich die Marathen.

Die Marathen sind eigentlich die Einwohner des im Altertum sogenannten Maharaschtra, des westlichen Teiles des Landes zwischen dem Narbada- und Kistnaflusse. Während der Kämpfe Aurangzebs in Südindien hören wir immer wieder von Angriffen seitens der Reiterscharen der Marathen, und ihr Führer Sivadschi (1627—1680) bildete sie zu tüchtigen Kriegern aus, welche in ihren Guerillakämpfen den kaiserlichen Heeren immer großen Schaden zuzufügen verstanden und denen beizukommen fast unmöglich war. Aus solchen Anfängen entwickelte sich allmählich die Konföderation der Marathen zu immer größerer Macht. Die Leitung des Bundes ging von den Nachkommen Sivadschis auf den leitenden Minister, den sogenannten Peschwa,

über, und da dies Amt erblich wurde, können wir von einer Dynastie der Peschwas reden.

Auch außerhalb Indiens tauchten neue Feinde auf. Die feste Organisation des Reiches unter Akbar und seinen Nachfolgern hatte sich auch über Afghanistan erstreckt, und die kriegerischen Stämme im Nordwesten waren nicht imstande gewesen, auf den alten Eroberungswegen in Indien einzurücken. Jetzt wurde auch dies anders.

Der persische Ursurpator Nadir Schah überschritt im Jahre 1738 den Indus, schlug die Armeen des Großmoghuls, eroberte und plünderte die Hauptstadt Delhi und kehrte mit reicher Beute beladen nach Teheran zurück. Seinem Beispiele folgte bald der Afghanenherrscher Ahmad Schah, und schließlich war die Macht des Großmoghuls so reduziert, daß er nur noch über die Hauptstadt und deren nächste Umgebung herrschte. Ja, so tief war er gesunken, daß er sogar seine früheren Feinde, die Marathen um Hilfe anging. Das zeigt zur Genüge, welche bedeutende Machtstellung diese einstigen Freibeuterscharen allmählich gewonnen hatten. Nunmehr fühlten sie sich sogar so stark, daß sie offen darauf hinzielten, ein nationales indisches Reich der Hindus zu schaffen.

Um dieser Gefahr entgegenzutreten, vereinigten sich schließlich die wichtigsten muhammedanischen Machthaber in Indien mit den Afghanen, und wiederum wurde das Schicksal des Landes auf der Ebene bei Panipat entschieden. Die Marathen wurden hier am 13. Januar 1761 vollständig geschlagen, und der Traum von einem großen Hindureiche in Indien war zu Ende.

Es gab aber auch keine andere Macht, welche stark genug gewesen wäre, um die Hegemonie in Indien zu behaupten. Die Folge davon war, daß überall Unruhe und Verwirrung herrschte. Der Verkehr im Lande wurde durch zahlreiche Räuberbanden unsicher gemacht, denn es fehlte jede Zentralgewalt, welche den Landfrieden hätte aufrecht erhalten können. Sein Recht konnte nur behaupten, wer die Macht dazu hatte, und wer etwas durchsetzen wollte, mußte seine Sache selbst in die Hand nehmen, weil kein anderer Weg zum Ziele führen konnte.

ANFAENGE DER ENGLISCHEN HERRSCHAFT IN INDIEN.

Das Vorhandensein des Moghulenreiches mußte natürlich auch die Politik der Europäer in Indien beeinflussen. Solange es noch seine Machtstellung behauptete, konnten sie bloß daran denken, sich durch Konzessionen und Freibriefe Stützpunkte für ihren Handel zu verschaffen. Dieser Handel war für sie die Hauptsache. Sie kamen nach Indien, um als Kaufleute Geld zu verdienen und nicht um Kolonialreiche zu begründen. Erst während der unruhigen Zeiten, als das Moghulenreich zerfiel, wurde eine kühnere, auf größere Landerwerbungen abzielende Politik möglich und sogar, wie wir gesehen haben, fast notwendig. Damals war die Stellung sowohl der Portugiesen als der Holländer in Indien so schwach geworden, daß eigentlich bloß die Engländer und die Franzosen als Mitbewerber um die Hegemonie in Indien in Frage kamen. Und hier hatten die Engländer von Anfang an einen Vorsprung.

Die berühmte englische Handelsgesellschaft, welche das britische Reich in Indien begründete, war schon im Jahre 1600 entstanden und saß seit 1608 in Surat, nördlich von Bombay. 1640 wurde Fort St. George bei Madras begründet, und schon früher hatten die Engländer in Bengalen Fuß gefaßt, wo Kalkutta im Jahre 1690 angelegt wurde. Endlich war Bombay 1661 in die Hände der Engländer gekommen. Es war für ihre Stellung im Lande von Bedeutung, daß die Gesellschaft reich und vom Staate so weit unabhängig war, daß sie in Indien freie Hand hatte, während andererseits die britische Flotte die Verbindung mit dem Heimatlande sicherte.

Die französische Gesellschaft, Compagnie des Indes, stammt aus dem Jahre 1664 und besaß wichtige Ansiedlungen in Indien, namentlich bei Ponditscheri südlich von Madras und bei Tschandranagar unweit Kalkutta. Sie war aber ganz vom Staate abhängig, und ihre finanzielle Lage war schlecht. Trotzdem aber

war es lange zweifelhaft, welche von den beiden fremden Nationen den Sieg davontragen sollte.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Franzosen in Joseph François Dupleix (1741—54) einen ganz hervorragenden Gouverneur, der zielbewußt darauf hinarbeitete, Frankreich zu der leitenden Macht in Indien zu machen. Er mischte sich wiederholt in die inneren Streitigkeiten in den indischen Staaten ein, stellte den indischen Machthabern seine gutdisziplinierten Truppen gegen eine hohe Entschädigung zur Verfügung und verstand es auf vielerlei Weise, den Namen Frankreichs geachtet und gefürchtet zu machen. Als z. B. die Thronfolge in dem muhammedanischen Dekhan streitig war, gelang es ihm, seinen Kandidaten durchzusetzen, und der französische Einfluß in Haiderabad blieb seitdem lange vorherrschend. Auch die südlichen Küstenländer, die die Engländer damals Karnatik nannten, verstand er unter seinen Einfluß zu bringen.

Im Jahre 1744 kam es nun zum Krieg zwischen England und Frankreich, und der Kampf verpflanzte sich bald nach Indien. Hier schien zunächst der Vorteil auf seiten der Franzosen zu sein, denn die Engländer hatten keinen Führer, der sich mit Dupleix messen konnte. Oder vielmehr, sie wußten nicht, daß sie einen solchen besaßen. Denn in einer Schreibstube der Gesellschaft in Madras saß der junge Robert Clive, der sich bald als ein Führer ersten Ranges bewährte und der Begründer der englischen Herrschaft in Indien wurde.

Clive gelang es nun im Jahre 1751, dem Ansehen der Franzosen in Indien einen schweren Stoß zu versetzen, indem er Arkot, die Hauptstadt des Karnatik, eroberte und gegen die Franzosen zu halten vermochte. Trotzdem hätte Dupleix es vielleicht mit ihm aufnehmen können, wenn ihm nicht die notwendige Unterstützung aus der Heimat versagt worden wäre. Er wurde aber zurückberufen und in seinem Vaterland mit Undank belohnt. Damit war ein gefährlicher Gegner beseitigt, und man brauchte sich nicht mehr so viel mit dem französischen Konkurrenten abzugeben. Das kam auch den Engländern sehr zu statten,

denn gerade um diese Zeit traten Ereignisse ein, welche ihre ganze Aufmerksamkeit beanspruchten, und es wurde eine neue Politik inauguriert, welche die Engländer sofort zu einer bedeutenden Territorialmacht in Indien machte.

Bengalen mit Kalkutta und anderen wichtigen Ansiedelungen wurde damals von einem muhammedanischen Machthaber beherrscht, der wohl den Titel Nawab oder Nabob, d. h. Stellvertreter, Gouverneur, führte und nominell die Oberhoheit des Moghulenkaisers anerkannte, in Wirklichkeit aber ein unabhängiger Herrscher war. Selbstverständlich war er auch der rechtmäßige Oberherr der europäischen Ansiedler.

Im Jahre 1756 hatten nun die Engländer, ohne die Genehmigung des Nawabs Siradsch-ud-daula einzuholen, Kalkutta zu befestigen angefangen. Das nahm ihnen der Nawab übel und besetzte die Stadt. Ein Teil der Engländer entfloh, die übrigen wurden gefangen genommen, und 146 Engländer wurden für die Nacht in das Militärgefängnis, das sogenannte Schwarze Loch, gesperrt, ohne daß allerdings Siradsch-ud-daula daran schuld war. Der Raum war klein, bloß ungefähr 6 m lang und 5 m breit, die Nacht war heiß — es war im Juni — und die Luftzufuhr ungenügend. Mehrere der Engländer waren auch am vorhergehenden Tage sinnlos betrunken gewesen. Das Resultat war dann auch furchtbar, am folgenden Morgen waren nur noch einige zwanzig am Leben, und noch heute erinnert sich kein Angloinder ohne Schaudern an das Schwarze Loch.

Dies geschah zur selben Zeit, da gerade die Franzosen einen neuen Angriff planten. Es mußte rasch und energisch gehandelt werden, und Clive, dessen Energie und Mut die Engländer zu schätzen gelernt hatten, wurde nach Bengalen geschickt. Es gelang ihm auch ohne größere Schwierigkeit, das Verlorene wieder zu gewinnen und dem Nawab einen großen Schadenersatz abzuzwingen.

Clive fand nun die Gelegenheit günstig, um auch einen Schlag gegen die Franzosen zu führen, und nahm ihnen Tschandranagar weg. Es ist nicht zu verwundern, daß er dadurch den Nawab

reizte. Denn dieser war der Herr im Lande und nicht gesonnen, die Europäer ohne seine Erlaubnis in seinem Reiche Krieg führen zu lassen. Er leitete denn auch Verhandlungen mit den Franzosen ein. Das erfuhr Clive und traf sofort seine Gegenmaßregeln. Dem General Siradsch-ud-daulas, Mir Dschafar, versprach er, ihn zum Nawab zu machen, falls er den Engländern gegen seinen Herrn beistehen wollte. Die eigentliche Entscheidung aber führte er selbst herbei, indem er am 23. Juni 1757 das große Heer des Nawabs bei Plassey, nördlich von Kalkutta an der Bhagirathi, vollständig schlug.

Die Schlacht bei Plassey ist einer der Hauptmarksteine in der Geschichte der Engländer in Indien. Von da an fangen sie an, eine wirkliche Macht im Lande zu sein. Um als Nawab anerkannt zu werden, mußte Mir Dschafar eine große Entschädigung an die Gesellschaft und bedeutende Summen an die leitenden Engländer zahlen; Clive selbst erhielt z. B. etwas mehr als zwei Millionen Rupien oder ungefähr fünf Millionen Reichsmark. Was aber viel wichtiger war, er mußte der Gesellschaft die zamindari in einem ausgedehnten Distrikt südlich von Kalkutta überlassen. Zamindari heißt das Recht eines zamindars, d. h. eines „Erdehalters" oder Gutsbesitzers, in seinem Distrikt Steuern zu erheben und eine gewisse Gerichtsbarkeit auszuüben. Dagegen sollte der Nawab als Lehnsherr eine jährliche Abgabe erhalten. Im Jahre 1759 überließ er aber diese Rechte an Clive als ein dschagir d. i. Lehen, und dieser wurde fortan als dschagirdar der Lehnsherr der Gesellschaft, in deren Diensten er stand, ein Verhältnis, das ihm später viele Unannehmlichkeiten bereitete.

Bald darauf wurde auch der französische Einfluß in den sogenannten nördlichen Sarkars, den nordöstlichen Distrikten der heutigen Madraser Präsidentschaft, beseitigt und Masulipatam erobert. Auch die holländische Ansiedelung bei Tschinsurah in der Nähe von Tschandranagar wurde von den Engländern genommen.

Während der Jahre 1760—65 war Clive auf Urlaub in Eng-

land. Schon früher hatte er in einem Briefe an William Pitt die Ansicht ausgesprochen, daß eine private Handelsgesellschaft vielleicht nicht geeignet sei, die Verwaltung Indiens zu übernehmen, und daß vielleicht zu erwägen sei, ob sie nicht von der britischen Krone abgelöst werden solle. Als nun Mir Dschafars Sohn und Erbe im Jahre 1760 starb, waren Einige dafür, keinen Nachfolger zu ernennen, sondern einfach die Stellung des Nawab bei Mir Dschafars Tod auf die englische Krone zu übertragen. Die Meisten aber waren dagegen, denn Clives Verhalten bei der Installation Mir Dschafars hatte gezeigt, daß derartige Angelegenheiten zum persönlichen Gewinn ausgenutzt werden können. Mir Kasim, der Schwiegersohn des Nawabs, durchschaute diese Partei sofort und entschloß sich, sie zu bestechen. Es gelang ihm auch auf diese Weise durchzusetzen, daß er sofort zum Nawab ernannt wurde, indem sein Schwiegervater widerstrebend darauf einging, von seiner Stellung zurückzutreten.

Die leitenden Engländer erhielten bei dieser Gelegenheit große Geldsummen ausgezahlt. Die Stellung Mir Kasims wurde durch diese Auszahlungen recht schwierig, denn überall brauchte er Geld, und daran fehlte es ihm. Die ökonomische Lage in seinem Lande war nicht günstig und die Armee völlig desorganisiert.

Um aus dieser mißlichen Situation herauszukommen, bediente Mir Kasim sich für die Reorganisation seines Heeres unter anderen der Dienste eines Abenteurers und Glücksritters, Samru genannt, der aber in Wirklichkeit ein Deutscher war und Walter Reinhard hieß; Samru war einfach aus dem französischen sombre entstellt, einem Spitznamen, den er wegen seiner dunklen Hautfarbe erhalten hatte, als er früher im französischen Indien gedient hatte. Samru gelang es auch die Armee zu reorganisieren, die Ausrüstung und Bewaffnung zu verbessern und bessere Disziplin einzuführen. Mir Kasim konnte nun seine Aufmerksamkeit der Verwaltung des Landes zuwenden. Hier waren aber fast noch größere Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Engländer hatten es verstanden, sich wertvolle Vorrechte im Lande zu verschaffen. So hatten sie z. B. den Salz-

handel monopolisiert, und beanspruchten allgemeine Zollfreiheit für ihren Handel. Ja sie gingen noch weiter, sie stellten für ihre Freunde und für Kaufleute, die genug dafür zahlten, Freibriefe aus und verlangten, daß den Inhabern solcher Freibriefe das Recht verliehen werde, Geschäfte zu treiben, ohne Steuern und Abgaben zu zahlen. Auf diese Weise bereicherten sie sich auf Kosten der indischen Konsumenten und Steuerzahler, und Mir Kasim stand machtlos da. Endlich aber entschloß er sich, alle Transitzölle in seinem Lande abzuschaffen, um die einheimischen Kaufleute auf denselben Fuß zu stellen wie die Engländer.

In Kalkutta entstand über diese Maßnahmen natürlich große Aufregung und die Engländer sandten Boten, um den Nawab zur Vernunft zu bringen. Der Leiter der englischen Faktorei in Patna ging auf eigene Hand vor, erstürmte die Stadt und ließ seine Soldaten nach Herzenslust plündern. Der Nawab aber nahm die Stadt zurück nach einem blutigen Kampfe, in welchem der englische Befehlshaber getötet und etwa 200 Engländer gefangen genommen wurden.

Dies war ein schwerer Schlag für die Engländer und für ihr Ansehen in Indien, und sofort wurden Truppen gegen Patna geschickt, um das Verlorene wieder zu gewinnen. Diesmal waren die Engländer siegreich, nur Samrus Schar wurde nicht geschlagen. Während Patna belagert wurde, erteilte Mir Kasim den Befehl, die gefangenen Engländer niederzuhauen, und die Ausführung des Befehls wurde Samru übertragen. Diese Greueltat wird von englischen Historikern in sehr grellen Farben geschildert. In Wirklichkeit wissen wir aber nicht, wie sich der ganze Vorgang abspielte und welchen Anteil Samru daran hatte. Was wir sonst von ihm wissen, macht auf uns einen durchaus sympathischen Eindruck.

Im November 1763 fiel Patna in die Hände der Engländer. Samru und Mir Kasim waren inzwischen nach Audh gezogen, wo sie mit dem Nawab Schudscha-ud-daula und dem Großmoghul Schah Alam, den die Afghanen aus Delhi vertrieben hatten, ein Bündnis abschlossen. Anfangs hatten sie auch teilweise Glück,

am Ende aber siegten die Engländer am 23. Oktober 1764 in einer entscheidenden Schlacht bei Baxar, zwischen Patna und Benares, und durch diesen Sieg wurden die Engländer die wirklichen Herren im Gangestal, von Allahabad, wo die Dschamna in den Ganges fließt, bis zum Meere.

Die erste Folge dieser Ereignisse war, daß Mir Kasim als Nawab abgesetzt wurde. Er starb auch einige Jahre nachher in großer Armut. An seiner Stelle wurde sein Schwiegervater wieder Nawab, bei welcher Gelegenheit er natürlich bedeutende Summen an die leitenden Engländer bezahlen mußte. Als er nun Ende 1765 starb, wurde die Stelle des Nawab geradezu versteigert, indem der Höchstbietende den Titel erhielt.

Jetzt kehrte auch Clive nach Indien zurück, und er machte sofort den Versuch, gegen die allgemeine Korruption einzuschreiten. Da es ihm aber nicht gelang, durchzusetzen, daß die Angestellten der Gesellschaft genügend besoldet wurden, hatte er damit wenig Glück. Dagegen gelang es ihm, die territorialen Verhältnisse auf eine für die Engländer günstige Weise zu ordnen.

Der Nawab von Audh wurde gegen Zahlung einer Kriegsentschädigung als solcher anerkannt, und das untere Doab, das Land zwischen den Flüssen Dschamna und Ganges, wurde dem Moghulen-Kaiser überlassen. Dafür überließ dieser aber den Engländern die d i v a n i , d. h. die fiskale Administration von Bihar, Bengalen, Orissa und den nördlichen Sarkars. Die n i z a m a t , d. h. die Rechtsverwaltung, aber sollte einem Nawab unterstehen, und an ihn sowohl als an den Kaiser sollte ein jährlicher Tribut gezahlt werden.

Dies war ein sehr kluger Zug von Clive. Denn der Großmoghul war noch immer der einzige, welcher die Oberhoheitsrechte in Indien beanspruchen konnte. Die Engländer erhielten somit einen Rechtstitel für ihre indischen Besitzungen, und diese Fiktion, sie durch die Sanktion des Moghuls zu haben, wurde lange aufrechterhalten.

Im Jahre 1767 verließ Clive Indien und kehrte nach England zurück. Um seine Tätigkeit in Indien richtig würdigen zu

können, genügt es, daran zu erinnern, daß die Engländer vor seinem Auftreten bloß vereinzelte Ansiedlungen in Indien besaßen, während sich bei seiner Heimkehr ein britisches Reich von dem bengalischen Meerbusen bis Allahabad erstreckte. Mit Recht erachtete denn auch das Parlament im Jahre 1773, daß Robert Lord Clive seinem Vaterlande große und wesentliche Dienste geleistet. Sein Lebensabend wurde ihm aber trotzdem von persönlichen Feinden und neidischen Gegnern derartig getrübt, daß er schließlich durch eigene Hand starb. Große Fehler hat er allerdings gehabt, und einige seiner Handlungen sind moralisch nicht zu verteidigen. Im großen und ganzen überragt er aber seine Zeitgenossen so sehr, daß wir die Bewunderung verstehen, mit welcher sein Gedächtnis von seinen Landsleuten gehegt wird.

WEITERE ERWERBUNGEN. ZERFALL DES MAISURSTAATES.

Unter Clives Verwaltung hatten die Geschäfte der Gesellschaft geblüht, und ihre finanzielle Lage war sehr gut. Bald aber kamen schwere Zeiten.

Im Jahre 1760 hatte ein muhammedanischer Häuptling, Haidar Ali, sich zum Herrscher in dem früheren Hindustaate, in Maisur, aufgeworfen. Er erweiterte sein Reich bis zum Kistnaflusse und plünderte das Land bis zu den Toren von Madras, wodurch die Engländer große Verluste erlitten.

In dem Jahre 1769—70 wurde Bengalen von einer großen Hungersnot heimgesucht. Ein Drittel der ganzen Bevölkerung starb vor Hunger, und ausgedehnte fruchtbare Gebiete wurden verödet. Dadurch mußten auch die Einnahmen der Gesellschaft stark leiden.

Das Resultat von solchen und anderen ungünstigen Umständen war, daß die früher so reiche Gesellschaft auf einmal vor dem Bankrott stand. Während sie früher dem Staate große Summen

hatte vorschießen können, war sie jetzt genötigt, eine staatliche Anleihe nachzusuchen, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können. Diese wurde auch im Jahre 1773 bewilligt, gleichzeitig aber wurde der Grundsatz aufgestellt, daß der britische Staat das Recht haben solle, die Angelegenheiten der Gesellschaft zu beaufsichtigen, ohne daß allerdings die Art dieser Kontrolle näher bestimmt wurde.

Früher waren die drei indischen Provinzen, Bengalen, Bombay und Madras, unabhängig voneinander von je einem Gouverneur und einem Rate verwaltet worden. Jetzt erhielt der Gouverneur von Bengalen und sein Rat eine leitende Stellung, und er sollte fortan den Titel Generalgouverneur führen. Seine Autorität wurde aber dadurch beschränkt, daß er in seinem Rate bloß eine einfache Stimme haben sollte und bei seinen Verfügungen an die Zustimmung der Mehrheit dieses Rates gebunden war. Zum ersten Generalgouverneur wurde ein alter Beamter der Gesellschaft, Warren Hastings, der seit 1772 Gouverneur von Bengalen war, ernannt.

Die Londoner Direktoren der Gesellschaft wünschten vor allem, daß ihre Vertreter in Indien nach Möglichkeit auf eine Verbesserung der ökonomischen Lage hinarbeiten sollten. Auch Hastings selbst hatte, als er nach Indien kam, keine aggressiven Absichten. Er gedachte vielmehr durch die indischen Machthaber zu regieren. Auf die Dauer gelang es ihm aber nicht, eine solche Politik durchzuführen.

Die bedeutendste einheimische Macht in Indien waren damals die Marathen. Nach der Niederlage bei Panipat war freilich der Zusammenhalt zwischen den Marathahäuptlingen etwas lockerer geworden. Der nominelle Leiter der Konföderation war noch immer der Peschwa, der in der alten Marathastadt Puna residierte, während ein Nachkomme Sivadschis in Satara saß. Neben ihnen hatten aber andere Häuptlinge eine fast unabhängige Stellung gewonnen und Herrscherhäuser gegründet, welche größtenteils noch heute existieren, die Gaikware in Baroda, die Holkardynastie in Indur, Sindhia in Gwaliar und Udschdschain

und Bhonsla in Nagpur, von denen bloß der letztgenannte aufgehört hat, zu existieren.

Der Sindhiafürst Madhava Rao, welcher an der Schlacht bei Panipat teilgenommen hatte, hatte seitdem eine recht bedeutende Machtstellung gewonnen und im Jahre 1771 den Moghulenkaiser Schah Alam veranlaßt, nach seiner alten Hauptstadt Delhi zurückzukehren. Es war natürlich gar nicht seine Absicht, das alte Moghulenreich wieder herzustellen. Er wollte bloß das Ansehen, das noch an dem Moghulennamen haftete, für seine Zwecke ausnützen. Dieses Verhältnis war für die Absichten der Engländer keineswegs förderlich, sie konnten daher nicht in der Rolle des unbeteiligten Zuschauers verharren. Die Maßnahmen, zu denen Hastings dadurch veranlaßt wurde, zielten freilich zunächst wesentlich auf eine Verbesserung der finanziellen Lage der Gesellschaft ab.

Unter dem Vorwande, daß der Tribut für die neuerworbenen Distrikte, den die Gesellschaft sich verpflichtet hatte an den Moghulenkaiser zu zahlen, jetzt in Wirklichkeit den Marathen zugute komme, weigerte er sich denselben weiter auszuzahlen, wozu er natürlich gar kein Recht hatte. Ja er ging noch weiter, er verkaufte das untere Doab, das Clive dem Großmoghul überlassen hatte, für fünf Millionen Rupien an den Nawab von Audh. Als sich nun dieser später von seinen nordwestlichen Nachbarn, den kriegerischen Rohillas, bedroht sah, überließ ihm Hastings, wiederum gegen eine hohe Entschädigung, eine Hilfsarmee, welche nach Kräften mithalf, das Land der Rohillas zu plündern.

Auf diese Weise wurde zwar die ökonomische Lage etwas besser, aber bald stellten sich neue Schwierigkeiten ein.

Die Bombayer Regierung hatte sich in die inneren Angelegenheiten der Marathen in Puna gemischt, und es kam zum Kriege mit diesen. In der Zeit von 1775 bis 1782 wurde nun mit wechselndem Glück gekämpft, und schließlich sah der Generalgouverneur sich genötigt auch einzugreifen. Seine Truppen waren siegreich, während das Heer der Bombayer Regierung mit wenig

Glück kämpfte, und der einzige Vorteil, den die Sache den Engländern brachte, war die Erwerbung der Insel Salsette bei Bombay.

Noch schlimmer war es, daß der Krieg sehr viel Geld gekostet hatte, und Geld war sehr schwer zu beschaffen. Der Generalgouverneur hielt Umschau, und seine Augen fielen auf den reichen Radscha von Benares, der der bengalischen Regierung tributpflichtig war. Mit der Begründung, daß er als Lehnsfürst die Verpflichtung habe, den Engländern im Kriege beizustehen, wurde er 1778 aufgefordert, eine halbe Million Rupien zu den Kriegskosten beizusteuern. Dies tat er auch unter Protest, als aber später eine neue Forderung an ihn gestellt wurde, weigerte er sich, und es kam zu Streitigkeiten. Das Resultat war, daß er entthront und sein Neffe zum Radscha ernannt wurde, wofür er natürlich zahlen mußte. Weiter wurde die ebenfalls sehr reiche Witwe des früheren Nawabs von Audh der Mitschuld an der Empörung des Radscha angeklagt, und wiederum mußten Millionen an die Engländer gezahlt werden. Nichts aber half auf die Dauer, denn neue Streitigkeiten entstanden, die immer neue Summen verschlangen.

Gegen Ende der siebziger Jahre wurde in Indien bekannt, daß die Franzosen einen Angriff planten. Deshalb wurde die Wegnahme aller französischen Besitzungen in Indien beschlossen, und die Madraser Regierung schickte in Verfolgung dieses Planes eine Heeresabteilung gegen Mahe an der Westküste. Ohne die Erlaubnis des Sultans von Maisur zog diese Abteilung durch sein Land. Auch mit der Eroberung von Mahe verletzten die Engländer seine Interessen, denn er verstand wohl, daß dadurch seine überseeischen Verbindungen gefährdet werden mußten. Er versuchte deshalb, den Nizam von Haiderabad und die Marathenkonföderation als Bundesgenossen gegen die Engländer zu gewinnen. Hastings gelang es aber, den Nizam zufrieden zu stellen und die Marathen teilweise auf die englische Seite zu ziehen. Haidar griff nichtsdestoweniger die Engländer an und plünderte das Land bis zu den Mauern von Madras. Die Engländer konnten seine Truppen nur zum Teil zurückschlagen,

während ihnen gleichzeitig eine französische Flotte unter Admiral Suffren an der Küste Schwierigkeiten bereitete. Zu ihrem Glücke starb Haidar Ali im Jahre 1782, und im folgenden Jahre wurde mit den Franzosen Friede geschlossen. Im Jahre 1784 gelang es denn auch, mit Haidars Sohn und Nachfolger Tipu zu einer Verständigung zu kommen, wobei der beiderseitige Besitzstand wiederhergestellt wurde.

Im folgenden Jahre verließ Hastings Indien, um nach der Heimat zurückzukehren. Seine Stellung als Generalgouverneur war immer eine sehr schwierige gewesen. Nicht bloß, daß er fast immer an Geldmangel litt; schlimmer war es, daß er mit einer feindlichen und gehässigen Opposition innerhalb seines Rates zu kämpfen hatte, wobei seine Gegner gewöhnlich in der Mehrzahl waren. Fast jede Verordnung des Generalgouverneurs wurde beanstandet, und es kam wiederholt in den Ratssitzungen zu unwürdigen Auftritten. Der Streit wurde auch nach England übertragen und setzte sich durch lange Jahre fort, um schließlich in einem siebenjährigen Prozeß vor dem Oberhaus seinen Abschluß zu finden.

Unter solchen Umständen ist es fast unbegreiflich, daß Hastings Administration so viele Spuren in Indien hinterlassen hat. Nicht bloß steht er in den Augen der Nachwelt als ein persönlich unbestechlicher Charakter da, er wird mit Recht als einer der wichtigsten Begründer der englischen Herrschaft in Indien angesehen. Das britische Reich wurde unter ihm allerdings nicht wesentlich erweitert, um so mehr aber geschah für die Verwaltung des von den Engländern besetzten Landes. Die englischen Angestellten der Gesellschaft wurden zu wirklichen Beamten, welche nicht bloß die Steuern und Abgaben erhoben, sondern auch Jurisdiktion ausübten. Damals wurde die Grundlage des heutigen angloindischen Beamtenwesens gelegt. Es wurde versucht, ein geordnetes Gerichtssystem einzuführen, und eine Zusammenstellung des alten brahmanischen Rechts wurde ausgearbeitet. Auch versuchte Hastings, das Polizeiwesen auf einen höheren Stand zu bringen und mit dem Räuber-

unwesen aufzuräumen, unter dem Handel und Verkehr stark zu leiden hatten. Endlich sei erwähnt, daß in Kalkutta eine muhammedanische Hochschule errichtet wurde.

So Großes Warren Hastings in Indien geleistet hatte, das von den Direktoren so sehnlich gewünschte Geld war nicht zum Vorschein gekommen. Die Londoner Herren fanden, daß Indien nicht genug einbrächte, und sie wollten von einer Politik, die zu neuen Ausgaben führen mußte, nichts wissen. Und sie hatten auch das Glück, einen Generalgouverneur zu finden, der eine ihren Wünschen entsprechende friedliche Politik zu führen geneigt war.

Lord Cornwallis, der 1786 als Generalgouverneur nach Indien ging, hatte die Aufgabe übernommen, die Verwaltung und namentlich die Finanzen im britischen Indien zu ordnen, dabei aber die Bedingung gestellt, daß er die genügende Machtbefugnis erhielt, um nötigenfalls ohne die Zustimmung oder gar auch gegen die Majorität seines Rates zu handeln.

Trotz seiner friedlichen Absichten war aber Cornwallis nicht imstande, jeden Kampf zu vermeiden. Im Jahre 1790 hatte nämlich Tipu den Fürsten des Staates Travankur, im Süden der Westküste, welcher unter dem Schutze der Engländer stand, angegriffen. Der Nizam und die Marathen, welche schon lange dem Maisurherrscher mißtrauten, schlossen nun ein Bündnis mit den Engländern, um ihn zu bekämpfen. Freilich führten sie auch gleichzeitig geheime Verhandlungen mit Tipu, und die Engländer mußten schließlich den Krieg allein führen. Dabei zeigten sich die Truppen der Madraser Regierung ihrer Aufgabe nicht gewachsen, und Cornwallis rückte deshalb selbst ins Feld und zwang 1792 Tipu zu einem Frieden, in dem er bedeutende Gebiete abtreten mußte.

Sonst führte Cornwallis während seiner Amtszeit (1786—93) keinen Krieg. Die französischen Besitzungen in Indien, welche im Jahre 1783 wiederhergestellt worden waren, wurden 1793 ohne Schwertstreich genommen.

Im großen und ganzen war Cornwallis Verwaltung eine durch-

aus friedliche, und sein Name ist vor allem mit der Ordnung des Steuerwesens und der Verwaltung Bengalens verknüpft. Es gelang ihm hier eine Ordnung einzuführen, durch die einerseits den Engländern eine dauernde Einnahme gesichert und andererseits die Lage der Grundbesitzer wesentlich verbessert werden sollte. Eine ähnliche Ordnung wurde unter Cornwallis Nachfolger John Shore (1793—98) auch in anderen Distrikten eingeführt. Es gelang denn auch Lord Cornwallis, eine so günstige finanzielle Lage zu schaffen, und dem Reiche im Inneren eine so große Festigkeit zu geben, daß die Engländer hinreichend gerüstet waren, als bald nachher eine Periode der Kämpfe und Eroberungen einsetzte.

Eben deshalb ist die Amtszeit dieser beiden Generalgouverneure für die Entwickelung des britischen Reiches in Indien so wichtig. Hätten die Engländer schon von Anfang an gegen die mächtigeren indischen Staaten zu kämpfen gehabt, so ist es zweifelhaft, ob die Begründung ihres Imperiums überhaupt möglich gewesen wäre. Nun wurde ihnen der Anfang verhältnismäßig leicht. Denn gerade im nordöstlichen Indien, wo ihre Eroberungspolitik einsetzte, gab es keinen einheimischen Herrscher, der imstande gewesen wäre, tatkräftigen Widerstand zu leisten, und ihre einzigen gefährlichen europäischen Konkurrenten, die Franzosen, fanden in ihrer Heimat nicht die notwendige Unterstützung, die es ihnen allein auf die Dauer hätte möglich machen können, sich in Indien zu behaupten. Nachdem unter diesen günstigen Umständen ein glücklicher Anfang gemacht worden war, folgte eine Zeit der Ruhe, während welcher die Engländer sich in ökonomischer Beziehung sichern und ihre politische Herrschaft konsolidieren konnten.

Lord Cornwallis wird mit Recht zu den besten angloindischen Administratoren gerechnet, dagegen fehlte unter seinem Nachfolger die feste Hand. Alsbald verschlechterte sich die finanzielle Lage der Gesellschaft und das Prestige der Engländer erlitt eine merkbare Einbuße.

Mit dem Nizam von Haiderabad hatten die Engländer

schon lange auf einem verhältnismäßig guten Fuße gestanden. Als ihnen im Jahre 1766 die Verwaltung der nördlichen Sarkars übertragen wurde, hatten sie sich verpflichtet, ihm im Kriegsfalle beizustehen und ihm einen jährlichen Tribut zu zahlen. Die Verpflichtung der Engländer zur Kriegshilfe wurde im Jahre 1768 erneuert, und während des Krieges mit Tipu im Jahre 1790 wurde ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Nizam und den Engländern geschlossen. Trotz alledem verweigerte John Shore dem Herrscher von Haiderabad jede Unterstützung, als dieser im Jahre 1795 in einen Krieg mit den Marathen verwickelt wurde. Er wurde dann auch von ihnen geschlagen, und es ist nicht zu verwundern, daß er nachher französische Hilfstruppen annahm.

Die Direktoren in London waren darum mit John Shore durchaus nicht zufrieden, und man sprach schon davon, Lord Cornwallis noch einmal nach Indien zu senden. Seine Dienste wurden aber in England als notwendiger erachtet, und zum Nachfolger John Shores wurde schließlich Lord Wellesley ernannt. Mit ihm fängt nun eine neue Periode der Eroberungen an, durch welche das britische Reich in Indien im Laufe eines halben Jahrhunderts ungefähr seinen heutigen Umfang annahm.

Wir haben schon gelegentlich gesehen, wie das Konkurrenzverhältnis zu Frankreich eine kräftige Triebfeder in der indischen Politik der Engländer sein konnte. Auch bei der Neueinstellung der angloindischen Politik unter Lord Wellesley spielte die Rücksicht auf Frankreich eine Rolle. Die Machtstellung der Franzosen in Indien war allerdings gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebrochen, das französische Gespenst war aber noch immer geeignet, die englischen Träume von der Weltherrschaft zu stören.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts war die Franzosenfurcht wieder besonders stark. Im Jahre 1798 zog Bonaparte nach Aegypten, und ein Vorstoß gegen Indien wurde allgemein erwartet. Noch im Jahre 1802 erzählt Cornwallis, der England bei den Verhandlungen über den Frieden zu Amiens

vertrat, Bonaparte habe ihn aufgefordert, ihm einen indischen Nabob zu nennen, der geneigt sein möge, ein Gebiet am Pondi-tscheri den Franzosen zu überlassen. Frankreich hatte somit seine indischen Pläne keineswegs ganz fallen lassen. Der Name der Franzosen hatte auch in Indien noch immer einen guten Klang. Der englische General Stewart, der gut Bescheid wußte, schreibt in einem Bericht aus dem Jahre 1800, die Franzosen seien viel beliebter als die Engländer, und sie seien an den indischen Fürstenhöfen stets einer guten Aufnahme sicher. So wurden Sindhias Truppen von Franzosen ausgebildet. In Haiderabad standen französische Soldaten, und es war kaum zu erwarten, daß der Nizam nach seinen Erfahrungen unter John Shore die Ueberzeugung hegen sollte, er könne sich auf die Engländer unbedingt und nur auf sie verlassen. Noch bedenklicher war die Sachlage in Maisur. Tipu hatte von seinem Vater keine besonders freundliche Gesinnung gegen die Engländer übernommen, und er hatte auch nicht vergessen, daß er selbst einmal von ihnen zu einem ruhmlosen Frieden gezwungen worden war. Es war denn auch nicht zu verwundern, daß er mit Frankreich und dem französischen Gouverneur von Mauritius Verhandlungen pflegte, die darauf abzielten, die Engländer mit französischer Hilfe aus Indien zu vertreiben.

Die Verhältnisse in Indien konnten somit genug Veranlassung zum Nachdenken geben und der neue Generalgouverneur war nicht geneigt, die Rolle des unbeteiligten Zuschauers zu spielen. Er war eine hochveranlagte, glänzende Persönlichkeit und hatte volles Verständnis für die große Verantwortlichkeit, die er in Indien übernommen hatte; freilich fehlte es ihm auch nicht an großem Selbstbewußtsein. Mehr als einmal ließ er Befehle, die er aus London erhielt, unbeachtet, und er war ganz der Mann, sich in Indien eine selbständige und leitende Stellung zu schaffen. Er war ein echter Imperialist, und der englische Imperialismus war auch der leitende Gedanke seiner indischen Politik. Für das indische Volk hatte er anscheinend kein Interesse und keine Sympathie, er spricht vielmehr gelegentlich von dessen

durchgehender Verderbtheit. Was er bezweckte, war, England zu der leitenden Macht in Indien zu machen. Die einheimischen Fürsten wollte er in ihrer Stellung bloß unter der Bedingung belassen, daß sie ihre Unabhängigkeit aufgaben.

Dies Prinzip ist seitdem in der englischen Politik in Indien das leitende geblieben. Und der Umstand, daß es ohne allzugroße Schwierigkeit hat durchgeführt werden können, zeigt zur Genüge, wie wenig Widerstandsfähigkeit Indien gegen eine kräftige und zielbewußte aggressive europäische Politik besaß. Nachdem die Franzosen von den Engländern endgültig besiegt waren, war somit das Schicksal Indiens entschieden.

Es ist wohl sicher, daß Wellesley von Anfang an keinen festen Aktionsplan hatte, und seine Instruktionen liefen zunächst darauf hinaus, nach Möglichkeit das Gleichgewicht unter den indischen Staaten aufrecht zu erhalten. Er trat aber sofort mit großer Energie auf, und es zeigte sich bald, daß seine Politik zu ernsten Verwickelungen führen mußte.

Seine erste Sorge war es, den französischen Einfluß in Haiderabad zu beseitigen. Hier hatte er ja gewisse Anhaltspunkte in den früheren Beziehungen, und es gelang ihm auch, einen Vertrag mit dem Nizam abzuschließen, nachdem die französischen Truppen entlassen wurden und der Nizam darauf einging, sechstausend Soldaten der Gesellschaft in seinem Lande aufzunehmen und zu unterhalten. Noch wichtiger war eine andere Bestimmung, durch die der Nizam sich verpflichtete, weder Franzosen noch andere Europäer ohne die Erlaubnis der Engländer in seinem Lande anzustellen, eine Bestimmung, welche in allen späteren Verträgen zwischen den Engländern und den indischen Fürsten wiederkehrt.

Sodann wendete sich Wellesley an Tipu. Napoleon hatte aus Aegypten an ihn geschrieben und ihm seine Hilfe zugesagt; der Brief war aber in die Hände der Engländer gefallen. Auch die Verhandlungen zwischen Tipu und dem französischen Gouverneur von Mauritius wurden dadurch in Kalkutta bekannt, daß ein Aufruf, in welchem der Gouverneur Freiwillige aufforderte,

sich für den indischen Feldzug zu melden, und die Verhältnisse in Indien auf Grund der von Tipu erhaltenen Nachrichten darstellte, in einer dortigen Zeitung veröffentlicht wurde.

Wellesley schickte sofort Gesandte an Tipu, um ihm eine Erklärung abzufordern. Tipu aber antwortete, daß die Franzosen falsche Nachrichten verbreiteten. Er hoffe, daß der Generalgouverneur ihn als seinen Freund betrachten, ihm auch in Zukunft das Vergnügen machen werde, ihm Briefe zu schreiben und ihn durch Berichte über seine Gesundheit zu beglücken.

Der Gouverneur fand diese Antwort unverschämt und traf sofort seine Vorbereitungen für den Kampf. Er schickte aber noch einmal Boten nach Maisur nnd bot Tipu dieselben Bedingungen an, welche der Nizam für gut befunden hatte anzunehmen, worauf Tipu einfach antworten ließ, daß er keine Zeit habe sich mit der Sache abzugeben, da er im Begriff sei, auf die Jagd zu gehen.

Lord Wellesley entschloß sich nun, sofort die Feindlichkeiten zu eröffnen. Eine Armee wurde von Madras nach Maisur geschickt, und eine zweite rückte von der Westküste vor. Tipu wurde geschlagen und seine Hauptstadt Seringapatam 1799 erstürmt, bei welcher Gelegenheit Tipu selbst den Heldentod fand. Seine Söhne wurden britische Staatspensionäre, und seine Dynastie hörte auf zu regieren.

Der Nizam von Haiderabad hatte während des Feldzuges den Engländern geholfen, und die Marathen hatten sich jedenfalls neutral verhalten. Beide erwarteten nun ihren Lohn. Wellesley hielt es aber für unklug, ihnen einen zu großen Zuwachs zu ihren Territorien zu gewähren. Andererseits wollte er sie sich nicht dadurch entfremden, daß er selbst zu viel Land annektierte. Er entschloß sich deshalb, einen bedeutenden Teil des Maisurstaates dem alten hinduischen Fürstenhause, das durch Haidar beseitigt worden war, zu überlassen, sorgte aber gleichzeitig dafür, daß die Engländer die Verwaltung vollständig kontrollieren konnten. Der Rest des Landes wurde sodann geteilt. Die Engländer nahmen für sich die Westküste und das Land östlich

von Maisur, und der Nizam erhielt einige Grenzdistrikte im Norden. Ein dritter Teil wurde den Marathen angeboten, unter der Bedingung, daß sie einen Bund gegen die Franzosen abschließen und sich verpflichten sollten, keine Europäer ohne die Genehmigung der Briten anzustellen. Diese Bedingungen wurden selbstverständlich abgeschlagen, und das Angebotene wurde zwischen den Engländern und dem Nizam geteilt.

Das Reich der Engländer in Indien erhielt somit einen bedeutenden Zuwachs. Der Staat Tandschur im Südosten wurde ganz von den Engländern abhängig, und auch der Nawab vom Karnatik übte von jetzt an nur eine nominelle Oberhoheit aus. Fast die ganze heutige Madraser Präsidentschaft war somit unter englische Herrschaft gekommen, und selbst im Staate Travankur, im äußersten Südwesten, war der englische Einfluß ausschlaggebend, denn der Radscha hatte schon im Jahre 1795 einen Vertrag unter denselben Bedingungen wie der Nizam von Haiderabad abgeschlossen.

KONSOLIDIERUNG DES GEWONNENEN. SIEG UEBER DIE MARATHEN.

Durch den Sieg über Tipu war die Stellung der Engländer in Südindien viel stärker geworden, und auch in Nordindien fand Wellesley bald Gelegenheit einzugreifen.

Der Nawab von Audh war schon lange von den Engländern vollständig abhängig gewesen, und er hatte ihnen den Schutz seines Landes übertragen. Nichtsdestoweniger unterhielt er auch eigene Truppen, die allerdings ziemlich wertlos waren. Die Folge war, daß er dauernd in Geldschwierigkeiten war. Wellesley schlug ihm nun vor, daß er seine Armee auflösen und anstatt dessen größere britische Heeresabteilungen in sein Land aufnehmen sollte, natürlich gegen eine größere Entschädigung. Das hätte natürlich bedeutet, daß er auch jeden Schein von Unabhängigkeit aufgab.

Das erkannte der Nawab, und er teilte Wellesley mit, daß

er es vorziehe, von seiner Stellung zurückzutreten. Wellesley, dem dies eigentlich nicht unerwünscht war, antwortete aber, das sei eine recht schwierige Sache, weil doch ein eventueller Nachfolger ohne Erfahrung und ohne größere Mittel schwerlich besser auskommen werde als sein Vorgänger. Das beste sei, die ganze Zivil- und Militärverwaltung den Engländern zu überlassen. Der Nawab tat sein Bestes, um die Situation zu retten. Wellesley wußte aber genau, wie machtlos jener war, und daß er selbst einfach zu befehlen hatte. Britische Truppen wurden denn auch schließlich in größerer Anzahl in Audh stationiert, und für ihren Unterhalt mußte der Nawab im Jahre 1801 das Doab zwischen dem Ganges und der Dschamna, das frühere Land der Rohillas im Nordwesten und den Gorakhpurdistrikt im Osten abtreten.

Jetzt fühlte sich Wellesley gerüstet, es mit den Marathen aufzunehmen. Auch sie sollten ihre Unabhängigkeit aufgeben. Es kam ihm dabei zustatten, daß die verschiedenen Marathahäuptlinge sich um die Führerschaft stritten. Im Jahre 1802 hatte der Holkarfürst von Indur Sindhia und den Peschwa geschlagen, und der letztere hatte bei den Engländern Zuflucht gefunden. Er verpflichtete sich, englische Truppen bei sich aufzunehmen und reiche Distrikte für ihren Unterhalt abzutreten und künftig mit keinem anderen Machthaber in Verbindung zu treten.

Theoretisch war nun der Peschwa noch immer das Haupt der Marathakonföderation, und der Vertrag mußte somit für die Engländer von der größten Bedeutung sein. Die anderen Marathafürsten aber erkannten sofort die Gefahr. Zwar hielt sich Holkar zurück, Sindhia aber und der Bhonslaherrscher in Nagpur schlossen einen Bund gegen die Engländer, und es kam bald zum Bruch.

Der Bruder des Generalgouverneurs, der später so berühmte Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, führte die englischen Truppen im Dekhan, während General Lake in Hindustan operierte. Die Marathen kämpften mit der größten Tapferkeit, wurden aber schließlich geschlagen und mußten vor dem Ende des Jahres

1803 um Frieden bitten. Der Nagpurherrscher trat Orissa an die Engländer ab, während der Nizam Berar erhielt. Sindhia seinerseits überließ den Engländern alle seine Besitzungen nördlich von der Dschamna, und der Großmoghul Schah Alam kam dadurch wieder in ihre Hände, so daß sie das Prestige, das dem Titel des Moghulenherrschers in Indien noch anhaftete, fortan für sich ausnutzen konnten.

Jetzt fing aber Holkar an unruhig zu werden, und er war ein viel gefährlicherer Feind als Sindhia und der Bhonsla. Diese fochten auf europäische Weise, mit großen, geordneten Heeresmassen und konnten folglich in großen Schlachten geschlagen werden. Er aber hatte die alte Guerilla-Kampfweise der Marathen beibehalten. Da nun die Verhandlungen der Engländer mit ihm zu keinem Resultate führten, fing denn auch der Krieg an, und derselbe nahm für die Engländer keinen günstigen Verlauf. Vielmehr wurden sie in den Jahren 1804 und 1805 wiederholt zurückgeworfen, und ihr Ansehen erlitt eine beträchtliche Einbuße.

Die vielen Kriege hatten sehr viel Geld gekostet, und in London fingen die Direktoren an ungeduldig zu werden. Cornwallis wurde wieder nach Indien geschickt mit dem Auftrag, sich von kriegerischen Unternehmungen fernzuhalten. Er starb allerdings kurz nach seiner Ankunft, sein Nachfolger Lord Minto (1807—13) aber war ebenso friedliebend als er und befolgte dieselbe Politik der Nichteinmischung.

Es folgte somit eine Zeit des Friedens und der Ruhe, bloß durch eine Expedition unterbrochen, auf welcher Lord Minto Mauritius und Java nahm. Das französische Gespenst hörte aber nicht auf, in der Phantasie der Engländer zu spuken. Man fürchtete, daß die Franzosen durch Persien und Afghanistan einen Einfall in Indien machen könnten. Um einer solchen Möglichkeit entgegenzutreten, wurden Gesandte zu den Sikhs im Pandschab und weiter auch nach Kabul und Teheran geschickt. Mit Randschit Singh, dem Herrscher der Sikhs, gelang es, einen Vertrag abzuschließen, wodurch die Freundschaft dieses wichtigen Fürsten

gesichert wurde, die übrigen Gesandtschaften dagegen blieben ohne unmittelbaren Erfolg. Das ganze Verhältnis zeigt aber, wie sich die britische Interessensphäre immer mehr gegen Westen erweiterte.

Die Politik der Nichteinmischung hatte allerdings die Folge, daß die Ausgaben der Engländer in Indien heruntergingen und die Finanzen der Gesellschaft wieder gut wurden; Ruhe und Ordnung konnte sie aber nicht schaffen. In Mittelindien setzten die Marathen ihre alte Politik fort, und auch im Norden drohte Gefahr. In Indien ist es schließlich immer die starke Hand, welche respektiert wird. Eine Politik der Rücksicht und langausgedehnte diplomatische Verhandlungen werden nicht selten als Zeichen der Schwäche gedeutet. Das zeigte sich auch bald in dem Verhältnisse zu dem Himalayastaat Nepal.

Hier hatten hinduische Einwanderer, die Gurkhas, im Jahre 1767 das frühere Reich des tibetobirmanischen Newarstammes gestürzt und ihre Herrschaft über die Bergtäler ausgedehnt. Kräftige, kriegerische Leute, wie sie waren, fingen sie früh an, Einfälle in britisches Gebiet zu machen, und die Vorstellungen der britischen Generalgouverneure blieben ohne Erfolg.

Als nun Marquis Hastings (1814—23) die Stellung als Generalgouverneur in Indien übernahm, entschloß er sich sofort zu kräftigeren Maßregeln. Starke Truppenabteilungen wurden gegen die Gurkhas geschickt. Sie verteidigten aber ihr Land mit großer Tapferkeit, und erst 1816 gelang es, sie zum Frieden zu zwingen. Seitdem ist das Verhältnis zwischen Nepal und den Engländern immer ein freundliches gewesen, ohne daß der Staat etwas von seiner Unabhängigkeit aufgegeben hat. Gerade unter den Gurkhas haben die Engländer seitdem viele der besten Rekruten für ihre indische Armee anwerben können.

Der Krieg gegen Nepal war die Einleitung zu einer Reihe von Kämpfen, durch welche das britische Reich in Indien wiederum einen Zuwachs erfuhr und die Machtstellung der Marathen schließlich gebrochen wurde.

Diese letzteren hatten während der letzten Jahre den Land-

frieden im mittleren Indien wiederholt gestört. Sie waren aber dort keineswegs die einzigen unruhigen Elemente. Noch gefährlicher für die innere Ordnung und Sicherheit waren die sogenannten Pindaris, Freibeuterscharen, welche die Wirren während der Auflösung des Moghulenreiches überlebt hatten. Ihr Hauptsitz war in Malwa in dem sogenannten Zentralindien. Von dort aber unternahmen sie Beutezüge durch ganz Mittelindien, von der Bombayer Küste bis zum bengalischen Meerbusen. Und gerade durch die Politik der Nichteinmischung war das Uebel immer größer geworden.

Hastings entschloß sich nun, gegen die Pindaris einzuschreiten, und er hoffte sogar die Marathen veranlassen zu können, ihm dabei behilflich zu sein. Darin hatte er sich allerdings geirrt. Die Marathen, deren Scharen nicht selten durch Pindaris verstärkt worden waren, wünschten vor allem nicht zu einer Stärkung der Machtstellung der Engländer beizutragen, und sie hielten sich von jeder Anteilnahme an den Operationen gegen die Pindaris fern. Ja, Hastings hielt es sogar für notwendig, bedeutende Truppenmassen an der Grenze gegen Sindhia zu konzentrieren, um ihn an einer Unterstützung der Pindaris zu verhindern. Die Vorbereitungen zur Bekämpfung der letzteren wurden sodann mit großer Umsicht und Sorgfalt getroffen, und es gelang, die meisten Freibeuterscharen zu vernichten.

Dieser neue Sieg der Engländer gefiel den Marathen nicht. Immer mehr Vorteile hatten ihnen die Engländer abgewonnen, und immer weniger Aussicht hatten sie, ihren alten Traum von einem mächtigen Indien unter ihrer eigenen Herrschaft verwirklicht zu sehen. Geheime Verhandlungen wurden unter den Maratha-Machthabern gepflegt, und endlich erhoben sich im Jahre 1817 ungefähr gleichzeitig der Peschwa in Puna und der Bhonsla in Nagpur, auch Holkar griff zu Waffen. Aber die Engländer verfügten über so große Streitkräfte, daß bald jeder Widerstand vergebens war. Bei dem Friedensschluß im Jahre 1818 wurde der Peschwa britischer Staatspensionär, während ein Nachkomme Sivadschis unter englischer Vormundschaft zum Herr-

scher von Satara ausgerufen wurde. In Indur und Nagpur wurden unmündige Herrscher eingesetzt, so daß die Engländer die Verwaltung kontrollieren konnten. Gleichzeitig wurden auch die Radschputfürsten als Vasallen in die britische Interessensphäre einbezogen.

Die Landkarte Indiens hatte wieder eine bedeutende Abänderung erfahren. Große Distrikte wurden von den Engländern annektiert, und die oft recht verzwickten Grenzen zwischen den verschiedenen Staaten wurden reguliert. Noch wichtiger aber war es, daß jetzt das Prinzip endgültig statuiert wurde, das später in Indien stets herrschend geblieben ist. Die Engländer sollten die leitende Macht in Indien werden. Die einheimischen Fürsten wurden weiter geduldet, aber nur als englische Vasallen. In der inneren Verwaltung behielten sie noch freie Hand. Sie durften aber keine selbständige auswärtige Politik mehr treiben, und ihre Heere wurden fortan von den Engländern kontrolliert. Ihnen sollten auch ihre inneren Streitigkeiten zur Entscheidung vorgelegt werden, und kein Europäer durfte ohne die Genehmigung der Engländer angestellt werden.

Es ist klar, daß die Handelsgesellschaft somit die alte Machtstellung der Moghulen übernommen hatte, und in voller Uebereinstimmung damit erlaubte Hastings im Jahre 1819 seinem Verbündeten, dem Herrscher von Audh, den Titel Padischah, König, anzunehmen, ohne die Genehmigung des Großmoghuls nachzusuchen.

Durch diese Operationen hatte das britische Reich in Indien nahezu seinen heutigen Umfang erreicht. Nur Sind, das Pandschab, die Nordwestgrenze und Hinterindien fehlten noch. Sonst stand ganz Indien teils direkt unter englischer Herrschaft, teils wurde es von abhängigen Fürsten verwaltet. Unter Lord Hastings' Nachfolger Lord Amherst (1823—28) wurde ein Teil von Hinterindien, nämlich die Küstengegenden von Arrakan und Tenasserim, dem britischen Indien einverleibt, nach einem Kriege, der viel Geld und Menschenleben gekostet hatte.

All diese Eroberungen waren das Werk einer Handelsge-

sellschaft. Freilich wäre dieses wohl kaum zustande gekommen, wenn die Londoner Direktoren immer ihren Willen gehabt hätten. Sie scheuten sich gewöhnlich vor größeren Aufwendungen und jeder Schmälerung ihrer Einnahmen aus Indien, wenn auch nur für kurze Zeit. Die kühnen Feldherrn und Pioniere, die die Gesellschaft nach Indien schickte, haben aber oft folgenschwere Schritte ohne die Genehmigung der Direktoren getan, und den persönlichen Verdiensten dieser Männer verdankt das große britisch-indische Reich recht eigentlich seine Entstehung.

Die Stellung der alten Handelsgesellschaft hatte sich auch im Laufe der Zeit etwas geändert. Schon im Jahre 1773 hatte das Parlament das Recht für sich beansprucht, die Verwaltung der indischen Besitzungen der Gesellschaft zu kontrollieren, und im Jahre 1784 wurde von derselben Versammlung eine Kontrollkommission eingesetzt, welche die gesamten Angelegenheiten der Gesellschaft beaufsichtigen sollte. Im Jahre 1813 wurde der indische Handel für alle Engländer freigegeben, und der Gesellschaft verblieb bloß das Monopol auf den Handel mit China. Ueberhaupt drang die Ansicht immer mehr durch, daß das britisch-indische Reich schließlich doch nur von dem englischen Staate befriedigend verwaltet werden könne und daß der Freibrief der Gesellschaft nicht mehr erneuert werden dürfe.

Es galt deshalb für die Gesellschaft, ihre Sache in möglichst günstigem Lichte erscheinen zu lassen. Gelang es ihr, die Verwaltung Indiens mit wirklichem Erfolg zu reformieren, eine gute Ordnung und einen gesicherten Landfrieden durchzuführen, und konnte sie eine gute finanzielle Lage aufweisen, so konnte sie auch mit größerer Zuversicht der Zeit entgegensehen, wo die Frage nach der Erneuerung ihrer Privilegien dem Parlament wieder vorgelegt werden sollte.

Die gewünschten Erfolge wurden unter dem neuen Generalgouverneur William Bentinck (1828—35), einem der besten Administratoren, die die Engländer nach Indien geschickt haben, auch wirklich erzielt. Seine Politik war eine durchaus friedliche. Nur die Verwaltung des Maisurstaates wurde von den

Engländern neu übernommen, ein Verhältnis, das bis 1881 fortdauerte, und der kleine Kurgstaat wurde annektiert. Sonst widmete Bentinck der inneren Verwaltung seine ganze Aufmerksamkeit.

Die Ausgaben des indischen Staates wurden eingeschränkt, während die Einnahmen stiegen, so daß die finanzielle Lage eine sehr gute wurde. Durch die Unterdrückung der organisierten Räuberbanden der Thags wurde außerordentlich viel getan für die Sicherung des Landfriedens. Die Inder selbst wurden in großer Ausdehnung in der Verwaltung des Landes verwendet, auch zur Verbesserung des höheren Unterrichtswesens wurden die ersten Schritte getan.

Alles dies machte in London einen ausgezeichneten Eindruck, und im Jahre 1833 wurde dann auch der Freibrief der Gesellschaft erneuert. Bei dieser Gelegenheit wurden aber die letzten Spuren ihres kommerziellen Ursprungs beseitigt, alle ihre Handelsprivilegien wurden aufgehoben. Von jetzt an war die einzige Aufgabe der Gesellschaft die, das britische Reich in Indien zu verwalten, und zwar unter der Aufsicht des Staates und in Wirklichkeit bloß als Vertreter des britischen Reiches.

RUSSENFURCHT. VERWICKELUNGEN IN AFGHANISTAN.

Ein großes britisches Reich war somit aus den Besitzungen der alten Handelsgesellschaft entstanden. Verschiedene Momente hatten natürlich zu diesem Resultate beigetragen: die geringe Widerstandsfähigkeit der einheimischen Staaten, die natürliche Tendenz eines starken Reiches, sich unter solchen Umständen auf Kosten seiner Nachbarn immer mehr zu erweitern und anderes mehr. Eine nicht zu unterschätzende Rolle hatte dabei auch die eingewurzelte Furcht vor einem französischen Ueberfall gespielt. Und dies war ein Argument, das geeignet war, auch auf die Londoner Direktoren Eindruck zu machen. Denn wenn es den Franzosen gelingen sollte, die Engländer aus Indien zu

verdrängen, so würde der ganze Verdienst an dem indischen Handel verloren gehen.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hörten die Besorgnisse über die Absichten Frankreichs endlich auf. Jetzt fing aber der russische Koloß an, seinen Schatten auf Indien zu werfen.

Man wußte, daß schon Peter der Große weitgehende Pläne in Asien gehabt hatte, und man glaubte zu wissen, daß diese nie aufgegeben worden waren. Bentinck beschäftigte sich denn auch als Generalgouverneur mit der Frage der russischen Gefahr und versuchte festzustellen, inwieweit die Engländer imstande sein würden, einen russischen Ueberfall auf Indien abzuweisen.

Die Russen hatten damals ihren Vormarsch durch Asien angetreten und die Perser waren genötigt worden, große Gebiete an sie abzutreten. Die Engländer hatten ein Bündnis mit Persien abgeschlossen, und der persische Schah hatte die Engländer daraufhin um Hilfe gegen die Russen gebeten. Sie hatten sich aber durch die Zahlung von sechs Millionen Mark von ihren Verpflichtungen losgekauft. Der russische Einfluß in Teheran wurde denn auch immer größer, und von den Russen ermuntert, fingen die Perser an, ihre Augen auf Herat zu richten.

In Afghanistan selbst war eine Zeit lang alles in Verwirrung gewesen. Wir haben gesehen, wie der afghanische Herrscher Ahmad Schah, dem Beispiele Nadir Schahs folgend, in Indien eindrang und bei der Besiegung der Marathen bei Panipat im Jahre 1761 mithalf. Kaschmir, Sind und das Pandschab wurden bei der Gelegenheit seinem Reiche einverleibt. Alle diese Distrikte gingen aber unter seinen Nachfolgern wieder verloren. In Sind herrschten unabhängige Emire, während Kaschmir und das Pandschab von den Sikhs erobert wurden. Im Jahre 1809 hatten die Engländer ein Bündnis mit Ahmads Enkel Schah Schudscha geschlossen. Schon im folgenden Jahre wurde er aber von seinen Landsleuten vertrieben und nahm seine Zuflucht zu den Engländern in Ludhiana, wo er eine britische Pension erhielt. Mit der Hilfe des Sikhherrschers Randschit Singh machte er von

hier aus im Jahre 1833 einen Versuch, seinen afghanischen Thron wieder zu gewinnen, wurde aber wieder verjagt, während die Shiks die Gelegenheit benutzten, um von Peschawar Besitz zu ergreifen.

In Afghanistan selbst hatte der Barakzai-Häuptling Dost Muhammed die Macht an sich gerissen und im Jahre 1835 den Titel Emir angenommen. Er war ein tüchtiger und tatkräftiger Herrscher, dem es sehr zu Herzen ging, daß sich Randschit Singh zum Herrn von Peschawar gemacht hatte.

Nun fingen auch die Engländer an, sich näher mit den Verhältnissen in Afghanistan abzugeben. Ihr indisches Reich war allerdings durch Sind und das Pandschab davon getrennt, die Furcht vor einem russischen Vorstoß gegen Indien hatte aber angefangen, sie zu beunruhigen.

Schon 1832 war es gelungen, mit den Emiren von Sind Verträge abzuschließen, durch die ihr Land für den britischen Handel geöffnet wurde. Es wurde verabredet, daß die Verbindungswege in Sind nicht für militärische Zwecke verwendet werden dürften. Der Belutschi-Offizier hatte aber recht, der bei dieser Gelegenheit die Besorgnis aussprach: „das Unheil ist geschehen, die Engländer haben unser Land gesehen". Sind war in die britische Interessensphäre einbezogen worden, und es dauerte nicht lange, bis die Folgen sich einstellten.

Im Jahre 1835 wurde Alexander Burnes ausgeschickt, um die geschäftlichen Verhältnisse in Sind in Ordnung zu bringen. Nachher sollte er nach Afghanistan gehen, da es bekannt geworden war, daß die Perser einen Angriff auf Herat planten, und da man zu wissen glaubte, daß Dost Muhammed mit Teheran und St. Petersburg in Verbindung stand.

Burnes wurde in Kabul sehr gut empfangen, und er kam bald zu der Ansicht, daß Dost Muhammed der einzige sei, der in Afghanistan Ruhe und Ordnung schaffen könne. Auch war es seine Ueberzeugung, daß ein starkes Afghanistan unter seiner Leitung der beste Schutz für das britische Indien sein würde. Dost Muhammed seinerseits war bereit, den Engländern alle

möglichen Vorrechte zu gewähren, falls sie ihm bloß helfen würden, Peschawar wieder zu gewinnen. Ja er wollte sich sogar damit begnügen, daß sein Bruder Sultan Muhammed Peschawar erhielt. Es ist auch kaum zweifelhaft, daß die Engländer Randschit Singh mit Leichtigkeit hätten bewegen können, seine Zustimmung zu einer solchen Ordnung zu geben, und Burnes trat in seinen Briefen kräftig dafür ein.

Die Kreise, unter deren Einfluß der neue Generalgouverneur Lord Auckland (1836—42) stand, waren aber der Ansicht, daß ein uneiniges Afghanistan und ein starkes Sikhreich im Pandschab größere Sicherheit für die englischen Interessen böten, und daß jedenfalls Schah Schudscha als Herrscher von Afghanistan dem Dost Muhammed vorzuziehen sei. Er sei der Freund der Engländer und der Liebling seines Volkes, das allerdings schon wiederholt seine Liebe dadurch bekundet hatte, daß es ihn aus dem Lande vertrieb.

Burnes drang somit mit seiner Ansicht nicht durch. Dost Muhammed erhielt den Bescheid, daß es nicht die Gewohnheit der britischen Regierung sei, sich in die Angelegenheiten anderer unabhängiger Staaten zu mischen, und daß es für ihn ratsam sei, jeden Gedanken an Peschawar aufzugeben, der indischen Regierung zu vertrauen und sich ohne die Genehmigung des Gouverneurs mit keiner fremden Macht einzulassen, falls er der Gunst desselben nicht verlustig gehen wolle.

Der Emir und seine Sirdars lachten laut, als ihnen dies mitgeteilt wurde. Und ein russischer Gesandter, der gleichzeitig mit Burnes in Kabul war, wurde mit Ehrenbezeugungen überhäuft.

Als nun Lord Auckland dies erfuhr, entschloß er sich, Dost Muhammed zu vertreiben und Schah Schudscha als Emir wieder einzusetzen. Mit der britischen Gewohnheit, sich nicht in die Angelegenheiten unabhängiger Staaten zu mischen, wollte er also brechen. Es gelang, Randschit Singh zu einem Bündnis mit den Engländern und mit Schah Schudscha zu bewegen, nachdem dieser letztere seine Zustimmung zu dem Plane gegeben

hatte. Den Emiren von Sind, die ja früher die afghanische Oberhoheit anerkannt hatten, längst aber unabhängig geworden waren, wurde auferlegt, große Summen an Schah Schudscha zu zahlen als Ersatz für den Tribut, den sie gar nicht mehr zu zahlen hatten.

Inzwischen war Herat, das von einem Verwandten Schah Schudschas regiert wurde, wieder von den Persern angegriffen worden. Die Perser wurden aber zurückgeschlagen, und der Schah erklärte, alle weiteren Pläne auf Herat aufgeben zu wollen. Die Gefahr für Herat konnte somit nicht mehr als Vorwand für den Feldzug benutzt werden. Der Krieg gegen Dost Muhammed sollte aber nichtsdestoweniger geführt werden.

Randschit Singh wollte den Engländern den Durchzug durch sein Land nicht gestatten. Deshalb wurde beschlossen, durch Sind zu ziehen, und die frühere Zusicherung, die Verbindungslinien des Landes nicht für Militärtransporte zu benutzen, wurde zeitweise zurückgezogen „während der Ausführung von Operationen, welche den Zweck haben, allen denjenigen, die den Vertrag unterzeichnet hatten, für die Dauer Sicherheit zu verschaffen."

So begann denn der unglückliche afghanische Feldzug, den heutzutage auch die Engländer auf das kräftigste verurteilen. Es hat aber Zeit gekostet, ehe sie zu dieser Erkenntnis gelangten, was übrigens auch dadurch erschwert wurde, daß ein von Anfang bis Ende gefälschtes Blaubuch über die afghanischen Angelegenheiten veröffentlicht wurde.

Auf den Gang des Feldzuges wollen wir nicht näher eingehen. Schah Schudscha wurde 1839 wieder eingesetzt, und Dost Muhammed ergab sich den Engländern. Damit aber war die Sache nicht erledigt. Die Engländer blieben bis 1842 im Lande, aber ohne Ruhe und Ordnung wiederherstellen zu können. Und schließlich wurde die Kabuler Garnison von den Afghanen vollständig vernichtet.

Erst unter Lord Aucklands Nachfolger Lord Ellenborough (1842—44) gelang es, das Prestige der britischen Truppen wieder-

herzustellen. Die Garnisonen, welche sich gehalten hatten, wurden entsetzt und der Bazar in Kabul wurde in die Luft gesprengt, um den Afghanen zu zeigen, daß die Engländer nicht mit sich spassen lassen. Zu politischen Resultaten führte aber dieser Feldzug nicht. Schah Schudscha war schon im Jahre 1842 ermordet worden, und nach dem Kriege durfte Dost Mohammed wieder nach Afghanistan zurückkehren. Wir können seine Bemerkung zu dem Generalgouverneur verstehen, daß er nicht begreife, weshalb er seines armen, unfruchtbaren Landes beraubt worden sei.

Der afghanische Feldzug endigte mit einer feierlichen Prozession durch Indien. Auf einem seiner vielen Züge hatte Mahmud von Ghazni einen Torweg von dem Hindutempel bei Somnath mitgebracht, und dieser war auf seinem Grab aufgestellt worden. Lord Ellenborough gab Befehl, diesen Torweg nach Indien zurückzubringen. Und dies geschah auch mit großem Pomp; man glaubte, daß sein Befehl ausgeführt worden sei. In Wirklichkeit war es aber eine moderne Fälschung, die nach Indien gebracht wurde. „Der Aufzug", schrieb der Generalgouverneur an die Königin, „wird ein großer nationaler Triumph sein, und die Wiederherstellung des Torweges wird der Regierung die Liebe des ganzen Volkes verschaffen". Und in schwungvollen Worten wurde das große Ereignis auch den Indern verkündet, den Hindus, die wohl größtenteils ganz vergessen hatten, daß Mahmud vor 800 Jahren ihr Land geplündert, sowohl als den Muslimen, welche doch eher geneigt waren, mit Mahmud als mit den Brahmanen von Somnath zu sympathisieren.

Auch eine Medaille wurde bei dieser Gelegenheit geschlagen mit der Legende pax Asiae restituta, Wiederherstellung des Friedens in Asien. Die Bedingungen dieses Friedens diktierten freilich die Engländer, und die Emire von Sind, welche schon früher gegen die neueste Auslegung ihres Vertrages mit den Engländern protestiert hatten und ihre Unabhängigkeit nicht aufgeben wollten, weigerten sich, die ihnen angebotenen Bedingungen anzunehmen. Das Resultat war ein kurzer Krieg mit nachfolgender Annexion der Provinz im Jahre 1843.

Auch in Gwaliar fand Lord Ellenborough Gelegenheit, sich in die inneren Angelegenheiten des Staates zu mischen. Es handelte sich um die Wahl eines Regenten für den minderjährigen Fürsten, für die der Generalgouverneur und die Königin Wittwe verschiedene Kandidaten hatten. Diese Uneinigkeit führte zum Kriege; die Engländer waren siegreich, und das Ergebnis war eine bedeutende Reduktion der Armee Sindhias und eine Vermehrung des britischen Truppenkontingents.

Die Politik der letzten beiden Generalgouverneure hatte wiederum viel Geld gekostet. Jetzt war aber das britische Reich in Indien so bedeutend geworden, daß es die notwendigen Geldmittel leicht aufbringen konnte. Und Indien mußte alles zahlen, obgleich der Krieg in Afghanistan doch eigentlich aus imperialistischen Rücksichten geführt worden war.

Diese Politik hatte auch eine andere Folge, deren Bedeutung bald zutage trat. Das Verhältnis der Engländer zu den Sikhs stand von jetzt an stark im Vordergrund und führte bald zu neuen Reibungen.

EROBERUNG DES PANDSCHAB.

Die Sikhs waren jetzt die einzige Macht im eigentlichen Indien, welche von den Engländern unabhängig war.

Die Sikhs sind nicht, wie man wohl oft glaubt, eine Nation oder ein Stamm wie etwa die Marathen. Sie sind von Haus aus eine Sekte, gleich vielen anderen indischen Sekten. Das Wort Sikh selbst bedeutet „Schüler“, und setzt als seinen Gegensatz einen Lehrer, einen g u r u , voraus. Und in der Tat ist die Gemeinde der Sikhs auf dies Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler basiert, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß dieses Verhältnis gerade für die Hindus ein besonders intimes ist und eine Pflicht zu absolutem Gehorsam dem Lehrer gegenüber involviert.

Der erste guru der Sikhs, Nanak, der um das Jahr 1500 lebte, war ein frommer Reformator, der, in Anknüpfung an ältere, namentlich Vischnuitische Religionslehrer, die Einheit Gottes und

die Gleichheit der Menschen vor Gott lehrte. Vor seinem Tode ernannte er einen Nachfolger, und diese Sitte wurde fortgesetzt, so daß wir eine ununterbrochene Reihe von nicht weniger als zehn gurus beobachten können. Der zehnte guru aber, Govind Singh (1675—08), unterließ es, einen Nachfolger zu ernennen, und verfügte, daß in Zukunft das heilige Buch der Sikhs, der Granth Sahib, an die Stelle des guru treten solle. Er war es auch, der zuerst seine Schüler feierlich weihte und ihnen den Namen Khalsa beilegte.

Die Sikhs wurden früh von den Muhammedanern verfolgt, und sie scheinen sich auch gelegentlich in die Politik gemischt und dadurch die Machthaber gereizt zu haben. Unter diesen Verfolgungen entwickelten sie sich aber zu guten Soldaten, ihre Gemeinschaft wurde zu einer Art militärischer Hierarchie.

Während der unruhigen Zeiten, da das große Moghulenreich in Trümmer zerfiel, waren nun die Sikhs die einzige feste Organisation im Pandschab, und einige Sikh-Führer oder Sirdars erwarben kleine Fürstentümer an der Satledsch, welche noch heute bestehen.

Der eigentliche Begründer der Macht der Sikhs aber war Randschit Singh, dessen Name uns schon mehrmals begegnet ist. Er wurde 1799 Gouverneur in Lahor, das damals unter der Oberhoheit des Emirs von Afghanistan stand. Er machte sich aber bald unabhängig, und mit seinen tapferen Sikhs, welche zum Teil von europäischen Offizieren kommandiert wurden, erweiterte er sein Reich über einen Teil von Sind, über Kaschmir und Peschawar.

Nach Randschits Tod im Jahre 1839 war es jedoch mit der Machtstellung der Sikhs bald zu Ende. Die verschiedenen Parteien standen einander feindlich gegenüber ohne einen allgemein anerkannten Führer. Randschits Sohn, Scher Singh, wurde 1843 ermordet, und Randschits Witwe führte seitdem während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Dalip Singh, mit Hilfe ihres Bruders die Regierung. Sie herrschte aber bloß dem Namen nach, die eigentliche Leitung lag in den Händen des Khalsa, der Sol-

dateska. Die Engländer vermuteten daher, die Regentin werde es nicht ungern sehen, wenn es zu einem Kriege käme, konnte sie doch hoffen, dadurch weniger abhängig von dem Khalsa zu werden. Der Radschputfürst Ghulab Singh von Dschammu, ein Vasall der Sikhs, ließ auch die Engländer wissen, daß Gefahr vorhanden sei.

Lord Hardinge, der 1844 Lord Ellenboroughs Nachfolger als Generalgouverneur geworden war, tat denn auch sofort die erforderlichen Schritte, um einer derartigen Möglichkeit entgegentreten zu können, und britische Truppen wurden gegen die Grenze vorgeschoben.

Als die Sikhs im Jahre 1845 die Satledsch überschritten, waren die Engländer bereit, den Kampf aufzunehmen. Niemals aber hatten sie in Indien mit einem gefährlicheren Feinde zu tun gehabt. Ihre Verluste waren sehr groß, schließlich aber gelang es ihnen, zu siegen und Lahor zu erobern.

Bei dem Friedensschlusse zeigte Lord Hardinge die Selbstverleugnung, das Land der Sikhs nicht einfach zu annektieren. Sein Plan war vielmehr, den Staat so weit zu schwächen, daß er nicht mehr für die Engländer gefährlich werden könnte, ihn aber sonst bestehen zu lassen. Nur die Distrikte zwischen der Satledsch und der Bias wurden annektiert, und der Staat Kaschmir wurde an Ghulab Singh abgetreten, nachdem er für die Sikhs die Kriegsentschädigung gezahlt hatte. Ghulab Singhs Nachkommen sitzen denn noch heute auf dem Throne Kaschmirs. Dalip Singh wurde als König der übrigen Distrikte anerkannt. Die Armee der Sikhs wurde stark reduziert, ein britischer Resident eingesetzt, und nach Lahor eine britische Garnison gelegt.

Der Friede war aber nicht von langer Dauer. Lord Hardinges Nachfolger Lord Dalhousie (1848—56) war kein halbes Jahr in Indien, als der Aufruhr losbrach. Zwei englische Offiziere wurden in Multan ermordet, und die Bewegung griff bald um sich, so daß sich die Sikhs in kurzer Zeit sämtlich gegen die Engländer erhoben hatten.

Auch diesmal kämpften sie mit der größten Tapferkeit.

Namentlich in der ersten Schlacht bei Tschilianwala waren die Verluste der Engländer sehr groß; sie waren nicht einmal imstande, ihre Verwundeten in Sicherheit zu bringen. Schließlich aber siegten sie in einer entscheidenden Schlacht bei Gudschrat, und das Pandschab wurde im März 1849 britische Provinz.

Unter tüchtigen Beamten wurde die Verwaltung geregelt und die Steuerverhältnisse so geordnet, daß die Bauern bedeutend weniger zu zahlen hatten, als unter der Herrschaft der Sikhs. Es war denn auch unverkennbar, daß der allgemeine Wohlstand zunahm und daß die Lage der Bevölkerung eine recht günstige war. Die Bevölkerung des Pandschab zählte damals ungefähr drei Millionen, von denen etwa ein Sechstel Sikhs waren. Für die Hauptmasse war es, wie so oft in Indien, recht gleichgültig, wer die Regierung führte, solange sie nicht bedrückt wurde, sondern ihren Erwerb betreiben und ihre alten Götter verehren durfte. Die Sikhs nahmen in großer Zahl in der britisch-indischen Armee Dienste und kämpften unter ihren neuen Leitern ebenso tapfer als unter ihren alten.

NEUE ERWERBUNGEN.

Außer dem Entscheidungskampfe gegen die Sikhs führte Lord Dalhousie noch einen zweiten kleinen Krieg, diesmal in Hinterindien. Die Engländer hatten bei der Annexion der birmanischen Küstengegenden auch wichtige Handelsvorrechte erworben. Die birmanischen Autoritäten waren aber keineswegs entgegenkommend, und von den britischen Kaufleuten liefen wiederholt Klagen ein. Die Vorstellungen der Kalkuttaer Regierung blieben erfolglos, und schließlich entschloß sich Dalhousie, mit Waffenmacht einzuschreiten. Das untere Irawaddytal wurde im Dezember 1852 besetzt und annektiert, wodurch auch die wichtige Stadt Rangun in die Hände der Engländer kam.

Sonst führte Dalhousie während seiner Amtszeit keinen Krieg. Trotzdem erfuhr das britische Reich in Indien einen bedeutenden Zuwachs.

Wie wir früher gesehen haben, hatten die Engländer schon längst die Hegemonie unter den indischen Staaten beansprucht. Neben ihnen durften bloß solche Mächte existieren, welche darauf verzichteten, eigene auswärtige Politik zu treiben; alle Streitigkeiten unter den indischen Fürsten sollten den Engländern zur Entscheidung vorgelegt werden. Mit der Auflösung des Sikhstaates war nun dies Prinzip im ganzen eigentlichen Indien durchgeführt worden. Bloß Nepal und Birma hatten ihre Unabhängigkeit wahren können.

Die Engländer zogen nun auch die notwendige Folgerung aus diesem Grundsatze ihrer indischen Politik und hielten sich verantwortlich für den allgemeinen Landfrieden. Es ist denn auch sicher, daß das Land sich unter der britischen Herrschaft rasch entwickelte und daß viel getan wurde, um die Lage des Volkes zu verbessern. Von dem Gedanken ausgehend, daß die vornehmste Pflicht einer Regierung sei, das Glück der Untertanen zu fördern, und daß die beste Regierung die sei, welche dieser Pflicht am besten genüge, kamen die leitenden Engländer in Indien zu der Ueberzeugung, daß die englische Herrschaft in Wirklichkeit für die Inder selbst größere Vorteile biete, als eine einheimische, und daß sie deshalb weit vorzuziehen sei. Ob die Inder selbst so dachten, danach fragten sie freilich nicht. Kraft ihrer höheren Kultur meinten sie das Recht und die Pflicht zu haben, für die anderen zu denken.

Diese Anschauung war nun auch bestimmend für Lord Dalhousies Politik den indischen Staaten gegenüber. Die einheimischen indischen Staaten mußte er deshalb eigentlich als eine Anomalie ansehen. Er sah aber ein, daß die Fürsten, welche mit den Engländern Verträge abgeschlossen hatten, nicht beeinträchtigt werden konnten. Dagegen stellte er den Grundsatz auf, daß die englische Regierung weder die Pflicht noch das Recht habe, solche Fürstenhäuser aufrecht zu erhalten, welche durch längere Zeit sich der Mißwirtschaft schuldig gemacht hatten. Dies war ja ganz in Uebereinstimmung mit dem Vorgehen William Bentincks in Kurg, wo der Radscha im Jahre 1834 entthront und

das Land annektiert wurde, weil das Volk ausgesogen und schlecht regiert wurde. Weiter vertrat Dalhousie den Standpunkt, daß ein indischer Staat von den Engländern annektiert werden dürfe und solle, falls der Fürst, ohne Leibeserben zu hinterlassen, sterben sollte.

Es ist ja klar, daß eine Durchführung derartiger Prinzipien den Engländern große Vorteile bringen mußte. Ebenso sicher ist es aber, daß diese Politik sich für Dalhousie als eine gerechte darstellte, und daß er sich nicht bewußt war, daß er dadurch recht elementare Rechtsgrundsätze verletzte. Es ist ja eine recht allgemeine Beobachtung, daß die Angehörigen einer großen Nation der festen Ansicht sind, daß sie allein die wirkliche Kultur, die eigentliche Freiheit besitzen, und daß es für andere Völker nur ein Segen sein könne, dieser Güter unter derselben Herrschaft teilhaft zu werden. Die Engländer bilden in dieser Beziehung gewiß keine Ausnahme.

Bei der Durchführung namentlich des letzteren Grundsatzes kam nun Dalhousie in Widerstreit mit einem anderen Prinzip der englischen Politik in Indien, daß man sich nämlich in die religiösen und sozialen Verhältnisse des Landes nicht mischen dürfe.

In Indien spielt die Familie seit den ältesten Zeiten eine überaus große Rolle. Sie setzt sich von Generation zu Generation fort, und die Bande, welche sie verknüpfen, werden auch durch den Tod nicht zerrissen, durch Opfer und Spenden an die verstorbenen Ahnen bleibt der Zusammenhang der Generationen lebendig. Die Familie ist ewig. Es ist geradezu die Pflicht eines Mannes, dafür zu sorgen, daß die Familie sich fortsetze. Tut er das nicht, so versündigt er sich gegen die Väter und bereitet sich selbst unsagbares Unheil. Die Ausnahmestellung, die man sich in dieser Beziehung durch heiligen Wandel verschaffen kann, geht uns hier nicht an. Die Regel unter den Hindus ist, daß ein Mann einen Sohn haben muß, und hat er keinen, muß er einen adoptieren. Dieser adoptierte Sohn tritt dann in die Stellung des natürlichen Sohnes ein, und dies Recht der Adoption

ist eine der Hauptgrundlagen des indischen Rechts. Falls der Mann bei Lebzeiten keinen Sohn adoptiert hat, darf die Witwe nach seinem Tode die Adoption vornehmen.

Nun stellten die Engländer den Grundsatz auf, daß der Herrscher eines abhängigen Staates ohne die Zustimmung der Engländer einen Sohn nicht adoptieren dürfe und daß eine Adoption nach dem Tode des Vaters erst recht nicht anerkannt zu werden brauche. Es ist klar, daß diese Regelung gegen die Prinzipien des hinduischen Rechts verstieß. Trotzdem aber suchte Dalhousie diesen neuen Grundsatz ausgiebig zur Anwendung zu bringen.

Im Jahre 1848 starb der Marathenfürst von Satara ohne leibliche Erben. Auf seinem Sterbebette hatte er aber einen Sohn adoptiert. Diese Adoption wurde von Dalhousie nicht anerkannt, und der Staat wurde annektiert. Auf dieselbe Weise wollte Dalhousie auch dem Radschputenstaate von Karauli gegenüber auftreten. Die Londoner Direktoren erhoben aber dagegen Einspruch, indem sie einen Unterschied machen wollten zwischen einem abhängigen Staate und einem Schutzstaate.

Dagegen war das Jahr 1853 ein sehr erfolgreiches für Dalhousie. Damals starb zuerst der Marathenfürst von Dschhansi, und Dalhousie weigerte sich, die Rechte seines Adoptivsohnes anzuerkennen. Dasselbe Schicksal hatte der Nagpurstaat, wo der letzte Bhonsla starb, ohne leibliche Erben zu hinterlassen. Der frühere Marathenstaat ist heute zu den sogenannten Zentralprovinzen geworden. Gleichzeitig wurde der Nizam von Haiderabad überredet, die angrenzenden Distrikte von Berar als Sicherheit für die Abgaben, die er zu entrichten hatte, und für den Unterhalt der britischen Truppen in Haiderabad abzutreten. Auch der Radscha von Tandschur und der Nawab vom Karnatik starben in demselben Jahre, und mit der Herrschaft ihrer Dynastien hatte es ein Ende. Endlich weigerte sich Dalhousie nach dem Tode des letzten Peschwa, dessen Pension an seinen Adoptivsohn Nana Sahib auszuzahlen.

Auf diese Weise hatte das britische Reich in Indien ohne

Schwertstreich einen bedeutenden Zuwachs erfahren. Außerdem wurde jetzt auch jener andere Grundsatz mit Erfolg zur Anwendung gebracht, daß nämlich andauernde Mißwirtschaft in einem indischen Staate zur englischen Annexion führen müsse.

Der Audhstaat hatte seit den Tagen Robert Clives immer freundschaftliche Beziehungen mit den Engländern gepflegt, und ein bedeutender Teil der bengalischen Armee wurde aus Audh rekrutiert. Seit dem Jahre 1819 führte denn auch der Herrscher von Audh mit englischer Genehmigung den Königstitel. Die Verwaltung des Staates war aber seit langem schlecht gewesen. Die Herrscher verstanden besser Geld zu verschwenden als ihr Land zu verwalten, und sie waren wiederholt verwarnt worden, daß es so nicht weiter gehen könne. Schließlich wurde es in einem eingehenden Berichte in dem Jahre 1854 ausgesprochen, daß ein Aufrechterhalten der unfähigen Audhdynastie nur auf Kosten der Bevölkerung möglich sei. Im Februar 1856 erließ denn auch Dalhousie den Befehl, Audh zu annektieren. Die britische Regierung würde, hieß es, vor Gott und Menschen schuldig sein, wenn sie weiter eine Verwaltung aufrechterhalten würde, die für Millionen von Untertanen große Leiden mit sich führe. Der König gab unter Protest nach, und sein Land wurde dem britisch-indischen Reiche einverleibt.

Es gab nun in dem eigentlichen Indien keinen Staat, der auch nur dem Namen nach unabhängig war. Noch lebte freilich ein Repräsentant der Dynastie der Großmoghulen. Schah Alam war bei seinem Tode 1806 von seinem Sohne Akbar und dieser wieder 1837 von seinem Sohne Bahadur abgelöst worden. Bloß der Titel aber war ihnen geblieben, keine Macht und kein Prestige. Und es wurde bestimmt, daß auch der Titel beim Tode des „regierenden“ Großmoghuls erlöschen solle. Seine Nachkommen sollten Delhi verlassen und sich in das Privatleben zurückziehen.

DER GROSSE AUFSTAND. ENDE DER HANDELSGESELLSCHAFT.

Bei Dalhousies Rücktritt waren hundert Jahre seit der Schlacht bei Plassey vergangen, durch welche England zu einer Territorialmacht in Indien geworden war. Und diese hundert Jahre hatten sehr große Aenderungen in den indischen Verhältnissen gezeitigt. Von der Nordgrenze Kaschmirs bis Kap Komorin, von dem Indus bis zum Irrawaddyflusse gab es nunmehr mit Ausnahme von Teilen der Himalayaländer keinen Staat, der als unabhängig gelten konnte. Und in vielen Beziehungen war es ganz deutlich, daß diese Vereinigung des Landes unter britischer Verwaltung ein Vorteil gewesen war. Die vielen Räubereien, durch welche früher der Verkehr so stark behindert war, waren größtenteils unterdrückt worden; in Bezug auf die Erhaltung des Landfriedens und der allgemeinen Sicherheit waren große Fortschritte erzielt worden. Durch die Unterordnung der einheimischen Staaten unter die britische Herrschaft waren die früheren Zustände beseitigt, für die die unaufhörlichen Kriege zwischen diesen Staaten charakteristisch waren.

Vielfach war auch schon die Förderung des wirtschaftlichen Lebens eingeleitet worden. Große Kanalanlagen wurden in Angriff genommen und die künstliche Bewässerung fing an, für die Landwirtschaft bedeutsam zu werden. Das Wegenetz, das heutzutage Indien durchzieht, wurde in dieser Zeit in Angriff genommen, die ersten Eisenbahnen wurden gebaut, und der Telegraph wurde in Indien eingeführt. Die Neuordnung der Steuerverhältnisse machte es den Indern möglich, ihrem Erwerb mit größerer Zuversicht obzuliegen. Das ökonomische Gedeihen Indiens kann man wohl am besten aus den Zahlen der Handelsbilanz ablesen. Der Wert des indischen Warenaustausches wurde im Jahre 1813 auf 2½ Millionen Pfund Sterling berechnet, während er in den fünfziger Jahren auf ungefähr 36 Millionen gestiegen war.

Es war denn auch die allgemeine Ansicht, daß die Engländer

sich jetzt in dem Besitze Indiens sicher fühlen konnten, und die Warnungen, welche bisweilen laut wurden, fanden wenig Gehör.

Und doch waren Anzeichen vorhanden, daß nicht alles in bester Ordnung sei, und auch Dalhousie hatte darauf hingewiesen, daß man nie sicher sein könne. In einem Bericht über seine Verwaltung in Indien, den er auf der Rückreise nach England schrieb, bemerkt er gleich in der Einleitung, daß niemand, der die Verhältnisse kenne, es wagen werde, ununterbrochene Ruhe in Indien zu prophezeien. Aber auch er hat kaum ein so tiefes Verständnis für die Eigenart der Inder gehabt, daß er die Stimmung im Lande richtig einzuschätzen vermocht hätte.

Unter Bentinck und Dalhousie fing die Frage nach der Ordnung des Unterrichtswesens an, sich in den Vordergrund zu drängen. Unter Lord Bentinck stellte man als Ziel des höheren Unterrichts eine europäische Erziehung auf. Auch Dalhousie sah eine seiner Aufgaben in Indien in der Verbreitung der europäischen Kultur und in der Beseitigung solcher indischen Einrichtungen, welche er für barbarisch hielt.

Schon Bentinck hatte die Witwenverbrennung verboten. Unter Dalhousie wurden die Strafen beseitigt, die nach indischem Recht denjenigen treffen, der seinen alten Glauben aufgibt, und es wurde ein Gesetz vorbereitet, das Witwen erlaubte, sich wieder zu verheiraten. Wir haben auch gesehen, daß Dalhousie die alten indischen Bestimmungen über die Adoption ignorierte.

In solchen Fällen ließen sich die Generalgouverneure gewiß von den besten Motiven leiten, und kein Europäer wird bestreiten, daß diese Neuerungen an und für sich fast durchweg vollständig berechtigt waren und letzten Endes auch für die Inder nur Gutes wirken konnten. Aber zunächst wurde das Mißtrauen der einheimischen Bevölkerung geweckt. Lag hier nicht, so fragte man sich im Lande, ein Versuch vor, die alte Religion zu bekämpfen und das auf dieser begründete Recht abzuschaffen? Das Benehmen und die Aeußerungen einzelner Engländer waren ganz danach angetan, diese Befürchtungen zu bestätigen.

Es gab in England viele, die davon träumten, Indien für

das Christentum zu gewinnen, nicht bloß Missionare, sondern auch Offiziere, Beamte, Kaufleute und Politiker. Bei dem Abschiedsessen, das die Londoner Direktoren im Jahre 1856 zu Ehren des neuen Generalgouverneurs Lord Canning gaben, hatte selbst der Premierminister Lord Palmerston Worte gesprochen, die auf ähnliche Absichten gedeutet werden konnten. „Vielleicht“, sagte er, „könnte es uns beschieden sein, den ungezählten Millionen Indiens eine höhere und edlere Gabe als bloß menschliches Wissen darzubringen.“

Kein Wunder, daß viele Inder bedenklich wurden. Die Brahmanen, die altherkömmlichen Leiter der hinduischen Gesellschaft, fingen an, sich zu fragen, wohin denn die vielen neuen Bestimmungen schließlich führen sollten. Und der Einfluß der Brahmanen war in der indischen Gesellschaft noch durchaus überwiegend, selbst in der Armee nahmen sie eine leitende Stellung ein.

Auch die Muhammedaner fanden in den geänderten Verhältnissen vielfach Ursache zur Besorgnis. Noch mehr als die Hindus hatten sie durch die englischen Eroberungen eingebüßt. Früher waren sie die Mächtigsten in Indien gewesen. Jetzt hatte ihr Oberhaupt, der Moghulenkaiser, keinen Einfluß, keine Macht mehr, und selbst sein Titel sollte bald aus der Welt geschafft werden. Der Nizam von Haiderabad, der bedeutendste muhammedanische König in Indien, war ein Vasall der Engländer, und neuerdings war ein anderer muhammedanischer Fürst, der König von Audh, ohne weiteres entthront worden.

Für alle indischen Herrscher war besonders die Haltung der Engländer in der Adoptionsfrage bedenklich. Denn jedes Fürstenhaus konnte ja einmal in die Lage kommen, daß kein direkter Thronerbe vorhanden war, und es war vorauszusehen, daß die Engländer dann jedesmal die Gelegenheit benutzen würden, das Land zu annektieren.

Es waren somit genug Gründe für eine Gärung unter den Indern vorhanden. Viele Distrikte waren zudem erst so kurze Zeit unter englischer Herrschaft gewesen, daß niemand über die wahre Volksstimmung orientiert sein konnte.

Auch die indische Armee, ohne die Indien nicht erobert und gehalten werden konnte, war nicht absolut zuverlässig. Die Zahl der europäischen Truppen war während des Krimkrieges auf ungefähr 45 000 reduziert worden, denen 233 000 indische Soldaten gegenüberstanden. Das europäische Element im Heere war ferner dadurch geschwächt worden, daß sehr viele Offiziere in der Zivilverwaltung verwendet wurden. In der einheimischen Armee spielten sodann die Brahmanen eine große Rolle, und die vielen Soldaten, die in Audh ausgehoben wurden, waren ganz natürlich mit der Annexion ihres Heimatlandes noch nicht ausgesöhnt. Die verschiedenen Abteilungen der bengalischen Armee rekrutierten sich in der Regel aus demselben Territorium oder aus derselben Kaste; so lag die Gefahr nahe, daß jede etwa aufkommende Beunruhigung sich über die ganze homogene Masse verbreitete. Schon wiederholt war es vorgekommen, daß in einzelnen Abteilungen die Disziplin sich lockerte.

Man hatte aber auf derartige Erscheinungen wenig geachtet, und niemand ahnte, wie bald sich Lord Cannings Abschiedsworte bei dem schon erwähnten Festessen bewahrheiten sollten. „Ich hoffe", sagte er, „auf eine friedliche Amtsszeit in Indien. Ich kann aber nicht vergessen, daß an dem indischen Himmel, so klar er auch sein mag, ein Wölklein erscheinen kann, nicht größer als eine Menschenhand, das aber größer und größer werden kann, um schließlich zu bersten und uns mit Untergang zu bedrohen."

Schon im folgenden Jahre (1857) brach der Sturm los. Es war beschlossen worden, die altmodischen Musketen durch Enfieldgewehre zu ersetzen, und große Mengen von Munition wurden in Kalkutta hergestellt und an die verschiedenen Uebungsplätze verteilt. Eines Tages kam es nun bei Damdam zu einem Wortstreit zwischen einem Soldaten aus einer hohen Kaste und einem Angestellten der Munitionsfabrik, wobei der letztere dem Sipahi höhnisch sagte, er werde bald seiner Kaste verlustig gehen. Es stellte sich nämlich heraus, daß beim Einschmieren der Geschosse Schweinefett und Talg verwendet wurden, Stoffe,

die die Muhammedaner, beziehungsweise die Hindus nicht berühren durften. Sofort entstand eine panikartige Erregung. Denn man glaubte, die Engländer wollten die Soldaten veranlassen, diese unreinen Sachen zu berühren, damit sie aus ihrer Kaste ausgestoßen werden sollten, um sie dann später zu Christen zu machen. Abteilung auf Abteilung weigerte sich, die neuen Geschosse in Empfang zu nehmen. Anfangs gelang es zwar, der Bewegung Herr zu werden, aber sie tauchte immer wieder an anderen Orten auf, und schließlich, am 10. Mai 1857, brach in Mirut unweit Delhi der offene Aufruhr aus. In diesem kritischen Augenblick zögerten die englischen Offiziere, die europäische Garnison energisch eingreifen zu lassen, und die aufrührerischen Soldaten konnten nach Delhi gelangen, wo sich die Garnison ihnen anschloß, und wo der Moghulenkaiser Bahadur Schah seine Träume von der Wiederherstellung seines Reiches plötzlich verwirklicht zu sehen wähnte.

Der Boden war, wie wir gesehen haben, wohl vorbereitet, und wie Feuer im trockenen Grase verbreitete sich die Bewegung über ganz Nordindien. In den heute sogenannten Vereinigten Provinzen von Agra und Audh, in Teilen von Bengalen und in Zentralindien erhob sich Abteilung nach Abteilung. Die europäischen Offiziere wurden erschossen, die Europäer totgeschlagen, und ihre Frauen geschändet. Eine grauenhafte Zeit folgte, und immer trüber wurde der eben noch so klare indische Himmel.

In Kanpur verschanzten sich die Europäer in der größten Eile, so gut sie konnten. Ihnen gegenüber standen große Massen von Aufrührern unter Nana Sahib, dem Sohne des letzten Peschwa, der sich jetzt dafür zu rächen hoffte, daß die an seinen Vater ausgezahlte Pension eingezogen worden war. Der Kampf war von Anfang an verzweifelt und wurde zuletzt ganz hoffnungslos, so daß Nana Sahibs Angebot sicheren Geleites nach Allahabad angenommen wurde. Nachdem die Waffen ausgeliefert worden waren, wurden aber sämtliche Engländer, Männer, Frauen und Kinder niedergemetzelt. In Lakhnau waren die Aussichten für

die Engländer ebenfalls sehr trübe. Doch gelang es hier, auszuhalten, bis Hilfe kam.

Niemals sonst haben die Engländer wohl ihre Fähigkeit, auch die schwierigsten Situationen zu meistern, so glänzend bewiesen. Freilich gab es auch einzelne Momente, die zu einer gewissen Zuversicht berechtigten. Die Sikhs blieben von der Bewegung unberührt, und die Mehrzahl der indischen Fürsten war loyal. Auch Dost Muhammed in Afghanistan verhielt sich ruhig. In Bengalen blieben die großen Grundbesitzer den Engländern treu, und Südindien war und blieb ruhig. Auch viele Einzelzüge von Treue und Anhänglichkeit unter den Indern werden berichtet, die das Bild dieser Zeiten weniger abstoßend machen. Wir hören immer wieder von indischen Dienern, oft aus verachteter niedriger Kaste, welche ihre Herren retteten und, ungeachtet der Gefahr für ihr eigenes Leben, sie versteckt hielten, bis der Sturm vorüber war.

Der Generalgouverneur selbst verlor keinen Augenblick die Besinnung. Mit fester Hand leitete er die Geschäfte, und als schließlich der Aufstand zu Ende war, zeigte er dieselbe Festigkeit gegen die vielen Engländer, welche auf Rache und strenge Bestrafung drängten.

In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es denn auch, der Bewegung Herr zu werden. Denn im Grunde handelte es sich bloß um eine Militärrevolte. Wohl hatte es in Indien eine Zeitlang bedenklich gegärt, und wohl können wir die Ereignisse des Jahres 1857—58 auch zum Teil als eine Reaktion gegen die europäischen Ideen und Reformen auffassen. Aber damals fehlte es wie heute den Indern an Einheitlichkeit und an Organisation, vor allem aber waren die indischen Truppen den europäischen nicht gewachsen.

Die Engländer gewannen bald die Oberhand, und in den Tagen zwischen dem 14. und dem 22. September 1857 wurde Delhi wieder genommen, bei welcher Gelegenheit der heldenhafte Nicholson den Tod fand. Der Moghulenkaiser Bahadur Schah fiel in die Hände der Engländer. Er wurde feierlich entthront

und starb im Jahre 1862 in Birma als Staatsgefangener. Auch in Audh und in Zentralindien wurde der Aufruhr allmählich niedergeschlagen, und Anfang 1859 war die Herrschaft der Engländer überall wiederhergestellt.

Jetzt waren aber auch die Tage der alten Handelsgesellschaft zu Ende. Die Verwaltung Indiens wurde von der britischen Krone übernommen, und am 1. November 1858 erließ die Königin Viktoria eine Proklamation an das indische Volk, die seither die theoretische Grundlage für die Stellung Indiens geblieben ist.

Alle früheren Verträge sollten respektiert werden, und die indischen Fürsten sollten alle ihre alten Rechte behalten. Auch das Recht der Adoption wurde ihnen kurz nachher wieder zugesagt. Die Inder selbst sollten dieselben Rechte besitzen wie alle anderen Untertanen; in ihre religiösen und sozialen Verhältnisse werde man sich nicht einmischen. In der Rechtspflege sollten alte Sitten und Gebräuche berücksichtigt werden, und alle von alters her überkommenen Rechte sollten respektiert werden.

INDIEN UNTER DER BRITISCHEN KRONE.

Die Lage des britischen Indiens war nach dem Aufruhr natürlich in manchen Beziehungen eine ziemlich schwierige. Sehr viel Geld hatten die vielen Kämpfe gekostet, dabei war es dringend geboten, sich nach Möglichkeit gegen eine Wiederholung der Revolte zu sichern.

Zu diesem Zwecke wurden denn auch durchgreifende Aenderungen in der Zusammensetzung der indischen Armee vorgenommen. Es wurde dafür gesorgt, daß die britischen Abteilungen stets mindestens ein Viertel bis ein Drittel der Gesamtstärke bildeten, die Artillerie wurde fast ganz europäisch. Seitdem ist es immer das Bestreben der Engländer gewesen, das indische Heerwesen so einzurichten, daß einerseits die Armee einen wirklichen Machtfaktor bedeutet und daß andererseits das europäische Element so stark ist, daß es nicht von den indischen Abteilungen überwältigt werden kann.

Das Verhältnis zwischen europäischen und indischen Truppen ist heutzutage wie 1:2. Im Jahre 1909—10 standen z. B. 75 481 europäische Soldaten neben 156 696 indischen. Dazu kamen 20 810 Mann, die die indischen Fürsten unterhielten, die aber stets den Engländern zur Verfügung stehen mußten, die sogenannten Truppen des kaiserlichen Dienstes (Imperial service troops); 34 220 Mann indische Reserven und 38 804 Mann europäische Freiwillige.

Das Prinzip ist beibehalten worden, daß die Artillerieabteilungen fast rein europäisch sind, und auch auf andere Weise hat man sich bemüht, zu verhindern, daß die indischen Truppen je imstande sein könnten, selbständig zu operieren. So gibt es fast gar keine höheren indischen Offiziere. Inder kommandieren die Kompagnien und Eskadrons. Von diesen werden aber zwei und zwei zu einer taktischen Einheit unter europäischen Offizieren zusammengesetzt. Auch ist der überwiegende Teil der Armee nicht mehr homogen, sondern aus verschiedenen Kasten und Stämmen rekrutiert, so daß z. B. ein Regiment der Nordarmee aus zwei Sikhkompagnien, zwei muhammedanischen und einer, welche aus Pathanen besteht, zusammengesetzt sein mag. Auf diese Weise hofft man verhindert zu haben, daß sich eine sporadische Bewegung über das ganze Heer verbreiten kann.

Diese europäischen und indischen Truppen haben seit 1858 vollständig genügt, nicht nur zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern, sondern auch für die Kriege der Engländer in Indien selbst, ja sogar außerhalb Indiens haben sie wiederholt mitgekämpft.

Im Inneren ist es seit dem großen Aufstand von 1857—58 nicht mehr notwendig gewesen, einzugreifen. Und auch die äußere Politik Indiens ist in dem verflossenen halben Jahrhundert eine friedliche gewesen. An der Nordwestgrenze ist es oft unruhig gewesen, und in den Jahren 1878—80 führte die Furcht vor einem russischen Ueberfall zu einem Kriege in Afghanistan, wo schließlich Abdur Rahman, der Enkel Dost Muhammeds, als Emir anerkannt wurde. In dem Jahre 1885 drohte die Gefahr

eines Krieges gegen Rußland, sie wurde aber durch die versöhnliche Haltung, die Abdur Rahman den Russen gegenüber einnahm, abgewehrt. In demselben Jahre kam es aber zu einem Kriege mit dem König von Birma, der den Engländern sehr wenig geneigt war und sich mit den Franzosen eingelassen hatte. Das Ergebnis war, daß im Jahre 1886 ganz Birma annektiert wurde.

Auch sonst ist hier und da gekämpft worden, und die Grenzen des britisch-indischen Reiches haben sich in dieser Zeit nicht unwesentlich verschoben. So sind Belutschistan und die Grenzländer gegen Afghanistan und Russisch-Zentralasien in die britische Interessensphäre hineingezogen worden, während sich das britisch-indische Reich im Osten mit Französisch-Hinterindien und mit China berührt. Ja selbst das Himalayagebirge hat den Expansionsdrang nicht gehemmt. Auch die Verhältnisse in Tibet werden jetzt mit Aufmerksamkeit beobachtet, und der immer steigende russische Einfluß in diesem Gebiete führte zu einer Expedition nach Lhasa im Jahre 1904.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß das indische Reich der Engländer aufhören wird zu wachsen, ehe es mit den Gebieten fremder Großmächte zusammenstößt, und hier wird es sich in erster Linie um Rußland handeln. Die Uebereinkunft mit Rußland über Persien vom Jahre 1907 bedeutet doch nur einen Aufschub, nicht einen endgültigen Ausgleich der streitenden Interessen.

Wenn wir aber die Geschichte Indiens seit 1858 überblicken, so ist der Eindruck, den wir bekommen, ein durchgehend friedlicher. Im großen und ganzen ist es eine Zeit der Ruhe gewesen. Die endgültige Ordnung der Verhältnisse und die Entwickelung der Hilfsquellen des Landes mußten die wichtigsten Aufgaben sein. Einmal handelte es sich nämlich darum, die englische Herrschaft im Lande zu sichern, und auf der anderen Seite darum, das Wirtschaftsleben zu fördern. Denn nur dann konnte England seinen Vorteil darin sehen, Indien zu behalten.

Es wird in England oft hervorgehoben, daß England in Indien eine Kulturmission erfülle, daß die englische Herrschaft den

Indern selbst größere Vorzüge biete, als eine einheimische indische Verwaltung erzielen könnte, und daß Indien noch lange nicht imstande wäre, auf eigenen Beinen zu stehen. Es ist wohl auch unbestreitbar, daß derartige Erwägungen vielfach für die britische Politik in Indien bestimmend gewesen sind. Ebenso sicher ist es aber, daß Indien um Englands willen erobert worden ist und daß es von den Engländern gehalten wird, weil das im Interesse Englands gelegen ist.

Wir haben gesehen, wie das britische Reich in Indien allmählich entstanden ist. Im Anfang erwarben die Engländer einzelne Ansiedlungen als Stützpunkte für ihren Handel, und mit ihren geschäftlichen Interessen begründeten sie einen Rechtsanspruch, eben diese Interessen auch tatkräftig zu schützen, ohne sich darum zu kümmern, daß es dazu doch eigentlich der Genehmigung des Landesherrn bedurft hätte. Das führte zu Streitigkeiten mit den indischen Machthabern, aus denen die Engländer siegreich hervorgingen. Als nun die britischen Interessen immer umfassender wurden, nahmen diese Konflikte immer größere Ausdehnung an. Diese gewollte Expansion führte in Verbindung mit der natürlichen Tendenz eines wohlgeordneten Reiches, sich unter den damals in Indien obwaltenden Verhältnissen auf Kosten der schwächeren Nachbarstaaten zu erweitern, schließlich zu dem Resultate, daß ganz Indien der englischen Herrschaft unterworfen wurde.

Für die Entwicklung ist es auch stets von Bedeutung gewesen, daß diese Herrschaft von einer privaten Gesellschaft begründet wurde. Nicht der englische Staat trug die Kosten ihrer Kriege und Expeditionen, vielmehr mußte das Geld von der Gesellschaft beschafft werden, entweder aus dem Handelsgewinn oder aus den regelmäßigen Einnahmen, die sie sich in Indien verschaffen konnte, mit anderen Worten, Indien mußte selbst die Kosten der englischen Eroberung tragen.

Dann lag es aber auch auf der Hand, daß die Gesellschaft vor allem zwei Ziele verfolgen mußte. Einmal war es notwendig, die Verwaltung des Landes zu ordnen, um sich dort möglichst

große und gesicherte Einnahmen zu verschaffen, und andererseits galt es, möglichst günstige Bedingungen für den Handel zu schaffen. Andere Rücksichten, wie die Entwicklung des Unterrichtswesens und die Förderung der Zivilisation, kamen unter diesen Umständen erst in zweiter Linie in Betracht.

Wir sehen denn auch, daß die Verwaltung und die Ordnung der Staatsfinanzen schon früh die leitenden Engländer in Indien stark beschäftigten. Und andererseits arbeitete man eifrig an der Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes, um die Erzeugnisse des indischen Bodens in immer größerer Ausdehnung für den Handelsverkehr verwertbar zu machen.

Als nun die englische Krone an die Stelle der alten Gesellschaft trat, hatte das Regierungssystem schon so feste Formen angenommen, daß es ohne weiteres beibehalten wurde. Wohl sind die Interessen des indischen Volkes von da an immer stärker betont worden, und wohl ist es unbestreitbar, daß die englischen Beamten in Indien überzeugt sind, daß sie eine wirkliche Kulturmission ausüben, und daß sie sich ehrlich bemühen, indischen Interessen zu dienen. Trotzdem besteht aber das alte Verhältnis unverändert fort: Indien wird auch heute von England regiert, weil sein Besitz für das britische Weltreich von großer, ja von vitaler Bedeutung ist.

Es liegt denn auch in Englands wohlverstandenem Interesse, für Ruhe und Ordnung, und für eine gute Verwaltung in Indien zu sorgen und andererseits die materielle Entwicklung nach Kräften zu fördern. Je größer die innere Ruhe und Sicherheit wird, je besser sich die materielle Lage gestaltet, desto mehr werden die Inder mit ihren Lebensbedingungen zufrieden werden, und desto leichter wird das Land zu beherrschen sein. Und andererseits, je mehr der indische Boden produziert, und je größer die Kaufkraft der Inder wird, desto größere Bedeutung muß der indische Handel für das britische Weltreich gewinnen. Denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Engländer, welche schon früher einen so gewaltigen Vorsprung vor anderen Nationen

hatten, immer den größten Anteil an dem indischen Handel für sich werden beanspruchen können.

Es ist denn auch unleugbar, daß die Engländer in Indien außerordentlich viel geleistet haben. Die Verwaltung des Landes ist ausgezeichnet, und das ökonomische Leben hat so gewaltige Fortschritte gemacht, daß Indien jetzt im Weltverkehr eine überaus wichtige Rolle spielt. Auf diese Dinge werden wir jetzt etwas näher eingehen müssen.

VERWALTUNG.

Das britische Reich in Indien ist, wie wir gesehen haben, allmählich zustande gekommen, und die Verhältnisse gestalteten sich in den verschiedenen Gegenden verschieden. Bloß eine kurze Zeit, unter Lord Dalhousie, wurde planmäßig darauf hingearbeitet, einen möglichst großen Teil des Landes der englischen Verwaltung direkt zu unterstellen. Sonst ließ man die indischen Fürsten gewöhnlich gewähren, wenn sie sich bloß der britischen Oberhoheit unterordnen wollten. Und in der Proklamation der Königin Viktoria vom Jahre 1858 wurden ihnen ihre Rechte feierlich garantiert.

Indien ist denn auch heute kein einheitliches Ganze, sondern umfaßt Verschiedenheiten, wie sie auch in Europa kaum größer sind. Das erscheint uns auch ganz natürlich, wenn wir die gewaltige Ausdehnung des Landes erwägen. Es ist fast neunmal so groß wie das Deutsche Reich und hat eine Bevölkerung von ungefähr 320 Millionen. Etwa zwei Drittel dieses Weltteils, wie wir wohl sagen dürfen, werden direkt von den Engländern verwaltet, in dem letzten Drittel herrschen noch heute einheimische Fürsten.

Das Weiterbestehen dieser kleinen Reiche ist aber in voller Uebereinstimmung mit dem leitenden Grundgedanken der englischen Politik in Indien. Diese zielt, wie so oft hervorgehoben wird, darauf ab, die pax Britannica zu sichern, und zuguterletzt haben wir darunter eigentlich bloß die innere Ruhe und Sicher-

heit und die Freiheit zu verstehen, deren es bedarf, um für Handel und Wirtschaftsleben möglichst günstige Bedingungen zu schaffen. So lange nun die indischen Fürsten sich der britischen Kontrolle unterwerfen, ihr Land gut verwalten und dem Handel und Verkehr keine Hindernisse in den Weg legen, wird die pax Britannica ebenso gesichert sein als unter englischer Verwaltung. Es genügt vom englischen Standpunkt aus die Anerkennung der englischen Oberhoheit und das Recht der Intervention, falls allgemeine Interessen bedroht werden.

Es gibt denn auch im heutigen Indien fast 700 einheimische Staaten mit einer Bevölkerung von zusammen mehr als 70 Millionen. Diese Staaten sind sehr ungleicher Größe und Art. Der bedeutendste von allen, Haiderabad im Dekhan, ist fast ebenso groß wie Großbritannien, und hat mehr als 13 Millionen Einwohner. Die kleinsten bestehen bloß aus ein Paar Dörfern. Einige von ihnen sind sehr fruchtbar und wertvoll. So finden wir in Maisur eine blühende Landwirtschaft und einen bedeutenden Bergwerksbetrieb, Haiderabad produziert viel Eisen und hat ausgedehnte Kohlenflöze usw. Eine ganze Reihe von Staaten dagegen hat eine viel ungünstigere Lage, sie liegen in Gegenden, die für fremde Eroberer und Eindringlinge wenig Anziehungskraft besitzen, und das ist nicht selten der Grund gewesen, daß sie ihre Unabhängigkeit haben bewahren können.

Die einheimischen Fürsten und Häuptlinge sind natürlich auch verschiedenen Ranges und von verschiedener Bedeutung. Die kleinsten sind nicht viel mehr als große Grundbesitzer, die bedeutenderen aber haben recht ausgedehnte Machtbefugnisse. Allen gemeinsam ist, daß ihre Regierung eine rein persönliche ist, und daß wir keine Staatsverfassung im europäischen Sinne des Wortes finden. Andererseits mischt sich auch die englische Regierung gewöhnlich nicht in die innere Verwaltung.

Der Nizam von Haiderabad gehört zu den indischen Fürsten, welche die größte Unabhängigkeit genießen. Er hat sein eigenes Münzwesen, verwaltet selbständig das Finanzwesen seines Staates und ist in der Rechtspflege ganz von der Zentralregierung un-

abhängig, kann z. B. auch Todesstrafe verhängen. In mehreren Abstufungen folgen sodann die übrigen indischen Fürsten, bis wir z. B. unter den kleinen Häuptlingen von Kathiawar solche finden, deren Herrschermacht eigentlich bloß darin besteht, daß sie keine Steuern zu zahlen haben und daß ihnen ein Teil der Rechtspflege anvertraut ist.

Die wichtigste Einschränkung in der Machtbefugnis der indischen Fürsten besteht darin, daß sie keine auswärtige Politik führen dürfen. Andererseits hat die Zentralregierung die Verpflichtung übernommen, ihre Rechte zu respektieren und gegen fremde Feinde zu verteidigen. Sie stehen somit unter englischem Protektorat und haben folglich ihre volle Selbständigkeit aufgegeben. Falls ein indischer Fürst etwas mit einem Nachbarfürsten zu verhandeln hat, z. B. wenn eine Eisenbahn auf gemeinsame Kosten gebaut werden soll, wenn die Grenzen reguliert werden sollen, wenn es sich um die Auslieferung von Verbrechern handelt usw., so tritt die anglo-indische Regierung ein und regelt die Sache mit bindender Wirkung. Falls ein indischer Fürst an einem Handelsvertrage teilzunehmen wünscht, muß er sich an die Zentralregierung wenden, und er darf keine Verhandlungen auf eigene Hand einleiten. Ohne die Erlaubnis der Engländer darf er auch keine fremden Staatsangehörigen anstellen, nicht einmal Handelsagenten empfangen, und auch keine auswärtigen Auszeichnungen, Ordensdekorationen, Titel oder dergleichen annehmen.

Die Autonomie des indischen Fürsten reicht somit bloß bis zur Landesgrenze; außerhalb derselben werden seine Untertanen als britische Staatsangehörige betrachtet und behandelt, und stehen unter dem Schutze des britischen Reiches.

Auch innerhalb ihrer Landesgrenzen ist die Autonomie dieser Herrscher nicht vollständig. Die Zentralregierung hat auch hier gewisse Pflichten und gewisse Rechte übernommen. So leistet sie auch Garantie gegen aufrührerische Bewegungen innerhalb des Staates. Für die Fürsten selbst entfällt somit die Notwendigkeit, größere Armeen zu halten. Mehrere von ihnen

unterhalten allerdings neben den oben genannten imperial service troops kleine Heere, die aber wesentlich für den Polizeidienst und Paradezwecke bestimmt sind. Auch ist ihre Zahl klein, im ganzen nicht einmal 100 000 Mann. Andererseits behält sich die Zentralregierung vor, einzuschreiten, falls ein Staat in Anarchie verfallen sollte, falls die Verhältnisse es im Interesse des Ganzen notwendig oder erwünscht machen sollten, oder auch um Mißbräuchen aller Art ein Ende zu machen. Diese allgemeine Kontrolle ist bis jetzt mit großer Umsicht ausgeübt worden im Interesse der Einwohner der indischen Staaten. Sie könnte aber auch der Sicherung der britischen Herrschaft selbst dienstbar gemacht werden.

Ausgeübt wird diese Kontrolle durch besondere Beamte, die teils Residenten, teils Agenten genannt werden. An den Höfen der wichtigsten indischen Fürsten finden wir solche Residenten, während die übrigen Staaten teils in größere Gruppen eingeteilt werden, wie in Radschputana und in Zentralindien, teils den britischen Distriktsbeamten unterstellt werden.

Mit Ausnahme von Nepal und von Bhutan, welch letzterer Staat sich allerdings der englischen Leitung in der auswärtigen Politik unterworfen hat, sind somit die indischen Staaten alle ganz von den Engländern abhängig, und die Engländer üben über sie eine Kontrolle aus und können sich in ihre inneren Verhältnisse mischen. Die pax Britannica ist somit auch innerhalb der Staaten gesichert, und andererseits ist die traditionelle Loyalität der indischen Fürsten begreiflich, ja selbstverständlich.

Das Haupt der Zentralregierung ist der Generalgouverneur oder, wie er seit 1858 gewöhnlich genannt wird, der Vizekönig. Dieser repräsentiert den Souverän, den britischen König, der seit dem 1. Januar 1877 den Titel Kaisar-i-hind, Kaiser von Indien, trägt. Als solcher ist dieser der Landesherr des britischen Indiens und der Oberherr der indischen Fürsten, der Inhaber der königlichen Autorität im Lande, wo sie in seinem Namen von seinen Vertretern ausgeübt wird.

In England selbst darf der König bloß durch sein Ministerium regieren, und dasselbe gilt auch für Indien. Deshalb hat er als Ratgeber einen Staatssekretär für Indien, der Mitglied des Ministeriums ist und wie das ganze Ministerium dem Parlament gegenüber verantwortlich ist. Trotzdem Indien ein eigenes Kaiserreich ist, unterliegt es somit doch der englischen Staatskontrolle.

Auf den Staatssekretär für Indien sind zum größten Teile die Rechte und Befugnisse der alten Handelsgesellschaft übergegangen und er hat eine sehr ausgedehnte Kompetenz. Er hat neben sich eine Ratsversammlung, von deren Mitgliedern wenigstens neun mindestens zehn Jahre in Indien gedient haben müssen, und ein Regierungsamt, das India Office.

Bis zu welchem Grade und auf welche Weise der Minister seine Kontrolle der Verwaltung Indiens ausübt, hängt von den Umständen und auch von der Persönlichkeit des Ministers ab. Theoretisch kann er jedem Beamten im britischen Indien Befehle erteilen, und es ist gelegentlich vorgekommen, daß er sich in recht unwesentliche Einzelheiten gemischt hat. Gewöhnlich aber gibt er sich nicht mit der allgemeinen Verwaltung ab. Dagegen ist es wiederholt vorgekommen, daß er wesentliche Aenderungen in den von den indischen Behörden aufgestellten Bugdetvorlagen gemacht hat. In solchen Fällen kann man dann nicht bloß von Indern, sondern auch von anglo-indischen Beamten die Ansicht aussprechen hören, indische Interessen seien zugunsten britischer Reichsinteressen vernachlässigt worden.

Auch das britische Parlament nimmt an der Verwaltung Indiens teil: solche Gesetze, welche die Staatsverfassnug abändern oder indische Staatsanleihen betreffen, werden vom Parlament erlassen. Dagegen übt diese Versammlung keine Kontrolle über das indische Budget aus, nur können die indischen Staatseinnahmen nicht ohne die Genehmigung beider Häuser zu Kriegsoperationen außerhalb Indiens verwendet werden.

Der Generalgouverneur ist mit seinem Rate der Vertreter der königlichen Gewalt in Indien selbst, und er sowohl als die Mitglieder seines Rats werden von dem britischen Könige, ge-

wöhnlich auf fünf Jahre, ernannt. Der Generalgouverneur und sein Ministerium bilden die indische Regierung, welche für die Verwaltung des britischen Indiens verantwortlich und auch mit der Beaufsichtigung der einheimischen Staaten beauftragt ist.

In dringenden Fällen kann der Generalgouverneur Anordnungen treffen, die bis zu einem halben Jahre als Gesetze gelten. Zum Zwecke der regelmäßigen Gesetzgebung ist aber eine gesetzgebende Ratsversammlung eingesetzt worden, die neuerdings neu organisiert worden ist. Die Versammlung besteht, neben dem Generalgouverneur, aus 67 Mitgliedern, von denen 35 von der Regierung ernannt werden, während 32 von verschiedenen Korporationen und Interessentenkreisen gewählt werden.

Das britische Indien ist nun viel zu groß, als daß eine solche Regierung das Ganze verwalten könnte. Administrativ zerfällt es denn auch in mehrere Unterabteilungen.

Erstens haben wir drei große Provinzen, die als Präsidentschaften bezeichnet werden: Bengalen, Bombay und Madras. Es sind dies die ältesten Besitzungen der Engländer in Indien. Die Gesetzgebung bestand in denselben in Anordnungen, den sogenannten Regulationen, welche von exekutiven Ratsversammlungen in den drei Hauptstädten erlassen wurden. Deshalb werden diese Provinzen noch heute als Regulationsprovinzen von den übrigen unterschieden.

Madras und Bombay haben schon lange den Rang von Präsidentschaften gehabt. Der höchste Beamte führt den Titel Gouverneur und wird vom Könige ernannt, der ihn gewöhnlich unter hervorragenden Engländern auswählt, während die anderen Provinzen von Gouverneurleutnanten verwaltet werden, welche vom Generalgouverneur ernannt werden. Das war bis 1912 auch in Bengalen der Fall.

Wir haben schon gesehen, wie der Gouverneur von Bengalen eine leitende Stellung in Indien erhielt und als Generalgouverneur bezeichnet wurde. Gleichzeitig behielt er aber die Verwaltung seiner alten Präsidentschaft. In den dreißiger Jahren wurde Agra als eine eigene Provinz ausgeschieden, und im Jahre 1854

wurde der Generalgouverneur von seinen administrativen Pflichten in der Provinz befreit und ein eigener Gouverneurleutnant für Bengalen ernannt. Bengalen war nun immer die volkreichste Provinz in Britisch-Indien; um die Jahrhundertwende hatte es, bei einer Ausdehnung, die fast derjenigen Deutschlands gleichkam, eine Bevölkerung von 78 Millionen, während die Einnahmen der Provinz ungefähr 150 Millionen Reichsmark betrugen. Die Verwaltung der ungeheuren Provinz wurde immer schwieriger, und wir können hinzufügen, der Einfluß der hinduischen Unterbeamten immer größer. Im Jahre 1905 unternahm deshalb Lord Curzon eine Teilung, indem mehrere Distrikte ausgeschieden und mit der Provinz Assam zusammengeschlagen wurden.

Das Ergebnis war aber große Erbitterung unter den Bengalen. Denn da die ausgeschiedenen Distrikte fortan einer Provinz zugezählt wurden, in welcher Muhammedaner und nicht Hindus in der Mehrzahl waren, wurde die Neuordnung als eine Kränkung der Hindus aufgefaßt. Die Wellen der Leidenschaft gingen hoch und sie wurden noch gesteigert durch die Agitation der Unabhängigkeitspartei, welche die vollständige Loslösung Indiens von dem britischen Weltreich anstrebt. Die Regierung trat auch nicht immer mit Festigkeit und Konsequenz auf, und die Bewegung wurde immer stärker. Schließlich wurde der Besuch des neuen Kaiser-Königs in Indien benutzt, um eine Neuordnung zustande zu bringen. Die alten bengalischen Distrikte wurden mit der Provinz wieder vereint, während Bihar mit Orissa zu einer neuen, vorwiegend hinduischen Provinz vereinigt wurde. Ferner wurde die Provinz Bengalen zu einer Präsidentschaft erhoben, während andererseits der Sitz der Reichsregierung von Kalkutta nach Delhi verlegt wurde.

Die übrigen Provinzen sind nicht von demselben Range. An der Spitze der Verwaltung steht ein Gouverneurleutnant, der, unter Vorbehalt der Genehmigung der Krone, aus der Zahl derjenigen Beamten, welche wenigstens zehn Jahre in Indien gedient haben, ernannt wird. Wenn wir vom Westen anfangen, umfaßt Indien die folgenden Provinzen dieser Art: das Pandschab,

das aus dem Reiche der Sikhs hervorgegangen ist; die sogenannten Vereinigten Provinzen, das frühere Königreich Audh und die früher zu Bengalen gehörigen Distrikte um Agra; Bihar und Orissa, eine Provinz, welche wie gesagt, erst im Jahre 1912 eingerichtet wurde, und endlich Birma, das erst im Jahre 1897 zu einer wirklichen Provinz erhoben wurde. Mit der Ausnahme von Agra liegen alle diese Distrikte außerhalb der alten Regulationsprovinzen. Dieser Unterschied hat aber heutzutage so gut wie nichts zu bedeuten.

In den Präsidentschaften und den Provinzen hat der oberste Beamte, der Gouverneur oder der Gouverneurleutnant eine gesetzgeberische Versammlung zur Seite, welche für die Provinz Bestimmungen und Gesetze erläßt und innerhalb derselben der Ratsversammlung des Generalgouverneurs innerhalb des Reiches entspricht. Von dieser Versammlung unterscheiden sich aber die Provinzialversammlungen dadurch, daß in ihnen das offizielle Element in der Minderzahl sein muß.

Außer diesen Provinzen gibt es auch Distrikte, welche theoretisch unter der Verwaltung des Generalgouverneurs stehen, in Wirklichkeit aber von sogenannten Chefskommissaren administriert werden. Es sind dies Assam, das alte bengalische und birmanische Distrikte umfaßt; die sogenannten Zentralprovinzen, das Maratha-Reich der Bhonslas, womit auch die theoretisch noch zu Haiderabad gehörigen Distrikte von Berar vereinigt sind, und endlich die nordwestliche Grenzprovinz, welche im Jahre 1901 vom Pandschab ausgeschieden wurde, um eine wirksamere Kontrolle über die oft unruhigen Grenzgebiete zu ermöglichen.

Endlich gibt es einige kleine Provinzen, Britisch-Belutschistan, seit 1887 unter der Verwaltung eines Agenten des Generalgouverneurs, welcher auch die Staaten Belutschistans bis zur persischen Grenze beaufsichtigt; Adschmer-Merwara, das der Sindhiafürst im Jahre 1818 an die Engländer abtrat; Kurg, das Bentinck im Jahre 1834 annektierte, und die Andamanen und Nikobaren, die seit 1858 als Strafkolonien verwendet werden.

Diese Provinzen werden durch Kommissare oder Agenten des Generalgouverneurs verwaltet.

Die Häupter der Provinzialregierungen überwachen mit ihren Assistenten und Sekretären die Verwaltung im allgemeinen. Prinzipielle Fragen von größerer Tragweite müssen aber dem Generalgouverneur unterbreitet werden, der dann zusammen mit seinem Rate die Entscheidung trifft.

Alle Provinzen werden nun weiter in Distrikte eingeteilt, und der Distrikt ist die bei weitem wichtigste administrative Einheit in Indien. Mit der Ausnahme von Madras werden meistens mehrere Distrikte, gewöhnlich vier bis sechs, zu einer Division unter der Administration eines Kommissars (commissioner) zusammengefaßt. Der allerwichtigste Beamte aber, der auch im Bewußtsein des Volkes als Sarkar, die eigentliche Regierung, dasteht, ist der Distriktsbeamte. In den Regulationsprovinzen wird er Kollektor und Magistrat genannt, in den anderen Provinzen Vizekommissar (Deputy commissioner).

Er nimmt als Repräsentant der Staatsgewalt die Steuern und andern Abgaben entgegen und verwaltet die Besitzungen des Staates. Er hat auch ausgedehnte richterliche Befugnisse, kann Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren verhängen, und ist im allgemeinen für die öffentliche Sicherheit innerhalb des Distrikts verantwortlich. Mit allem, was das Wohl und Wehe der Bevölkerung betrifft, muß er sich abgeben, und um seinen Distrikt gründlich kennen zu lernen, muß er möglichst viel umherreisen. Seine Tür steht immer offen. Bald kommt ein Dorfvorsteher, um sich mit ihm über die Ernteaussichten zu unterhalten, bald ein anderer, der eine Räuberei besprechen will; ihm werden alle Fragen über Verkehrswesen, Schulwesen, Steuerwesen usw. vorgelegt. Kurz, an ihn wenden sich die Leute in allen ihren Angelegenheiten und bei ihm hoffen sie Gerechtigkeit zu finden. Große Verantwortlichkeit und große Machtbefugnis sind bis jetzt die Grundprinzipien der britischen Verwaltung in Indien gewesen, und sie haben sich sehr gut bewährt. Es wird heute oft gesagt, daß die Arbeitslast der Distriktsbeamten nach und nach

so groß geworden ist, daß es ihnen immer schwerer wird, die intime Verbindung mit der Bevölkerung aufrechtzuerhalten. Es würde ein großer Verlust sein, wenn die weitere Entwicklung diese Richtung nehmen würde.

Neben dem obersten Distriktsbeamten gibt es auch andere, Polizeibeamte, Aerzte, technische Beamte usw., und die Distrikte werden weiter in kleinere Unterabteilungen, jede mit einem verantwortlichen Beamten an der Spitze, eingeteilt. Der Kollektor oder Vizekommisar hat das Ganze zu beaufsichtigen, und wenn wir bedenken, daß es Distrikte gibt, welche bis zu vier Millionen Einwohner haben, so werden wir leicht verstehen, von welcher Bedeutung es ist, in solchen Stellungen tüchtige Leute zu haben. Von ihrem Takt und ihrer Energie hängt es schließlich ab, ob die britische Herrschaft in Indien ihre Aufgabe lösen kann und wird, und kein Beobachter kann umhin, die Tüchtigkeit und die Hingabe zu bewundern, mit welcher diese Beamten sich gewöhnlich ihrer Arbeit widmen.

Es geht aus dem obigen hervor, daß die Verwaltungsbeamten auch eine gewisse richterliche Tätigkeit ausüben. Das ist namentlich in Kriminalsachen der Fall. Neben ihnen finden wir aber auch zahlreiche Beamte, die bloß mit der Rechtspflege beschäftigt sind, Einzelrichter und kollegiale Gerichtshöfe. Die Zivilbeamten teilen sich überhaupt, kurz nach dem Amtsantritt, in zwei Klassen, je nachdem sie sich der Verwaltung oder der richterlichen Tätigkeit widmen wollen.

Der indische Staatsdienst steht jedem britischen Untertanen offen. Die Kandidaten müssen ein ziemlich schwieriges Examen ablegen und sich nachher ein Jahr in England ausbilden. Auch Inder melden sich in immer größerer Ausdehnung für den höheren Staatsdienst. Im August 1914 waren z. B. von 78 Kandidaten, die das erforderliche Examen ablegten, sechs Inder, von denen der beste Nr. 30 wurde. Daraus dürfen wir aber nicht schließen, daß die indischen Kandidaten den englischen an Intelligenz unterlegen waren. Die Erklärung liegt vielmehr in der Auswahl der Fächer, indem diese ganz vorwiegend europäisch sind. Kein

Engländer ließ sich z. B. in Sanskrit examinieren, dagegen mehrere im Italienischen, Französischen und Deutschen, und eine indische Zeitung meint, daß in Zukunft auch Russisch häufig als Examensfach genommen werden wird. In Indien wird es jedenfalls ebenso nützlich sein wie Italienisch. Auch körperliche Fähigkeiten spielen bei der Auswahl unter den Kandidaten eine Rolle, und auch hier sind die Inder oft im Nachteil.

Im höheren Beamtentum Indiens sind denn auch die Inder verhältnismäßig wenig vertreten, und namentlich finden wir keinen Inder in den allerhöchsten Stellen, als Gouverneure oder Gouverneurleutnants. Zahlreicher sind sie unter den Richtern und hier auch in den höchsten Stellungen. Es wird auch häufig behauptet, daß sie sich als Richter besser bewährt haben als in der Verwaltung, da sie nicht gern die Verantwortlichkeit einer augenblicklichen Entscheidung übernehmen. Es ist aber kaum möglich darüber zu urteilen, solange die Inder nicht in größerer Ausdehnung zu den höheren Stellungen zugelassen werden. Seit dem Altertum gelten jedenfalls die Brahmanen als Meister der Staatskunst.

Die Zahl der Engländer, die als Zivilbeamte an der Verwaltung Indiens beteiligt sind, ist übrigens nicht groß, sie beträgt nur etwa 1200. Das ist an und für sich nicht viel, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es sich um die direkte Kontrolle über 250 Millionen und die indirekte über weitere 70 Millionen handelt. Aber diese wenigen Engländer sind stets führend gewesen in der großartigen Arbeit für die materielle Entwicklung Indiens, welche das vergangene halbe Jahrhundert kennzeichnet.

FINANZWESEN.

Die Sicherung der Ordnung und Ruhe im Innern, die Verteidigung des Landes gegen äußere Feinde, die Verwaltung und die ökonomische Entwicklung kosteten Geld, viel Geld, und wie wir gesehen haben, hat die Frage, wie das notwendige Geld zu beschaffen sei, im britischen Indien immer eine große Rolle ge-

spielt und schon früh die britischen Staatsmänner in Indien beschäftigt.

Die Bevölkerung Indiens ist ganz vorwiegend eine ländliche, die Landwirtschaft ist daher der bei weitem wichtigste Erwerbszweig. Es ist denn auch selbstverständlich, daß die wichtigsten Einnahmen des indischen Staates aus solchen Abgaben bestehen, welche mit der Landwirtschaft in Verbindung stehen.

Seit den ältesten Zeiten hat der Staat einen Anteil am Ertrag des Bodens für sich beansprucht. In einem alten Rechtsbuche lesen wir, daß der König dabei auftreten solle wie Blutegel, Kälber und Bienen, ein schöner Vergleich, der übrigens besagen soll, daß er nicht alles wegnehmen soll, sondern dafür sorgen, daß der Grundstock unbeschädigt bleibt. Dies Recht des Königs wird als eine Art Entschädigung aufgefaßt für den Schutz, den er seinen Untertanen gewährt.

In dem alten Rechtsbuche des Manu wird als Anteil des Königs ein Achtel, im Falle der Not ein Viertel des Rohertrages angegeben. Aus späteren Zeiten hören wir von Fürsten, welche nicht weniger als drei Fünftel beanspruchten. Im Kaschmirstaate finden wir gelegentlich den Grundsatz ausgesprochen, daß den Landwirten nur so viel belassen werden dürfe, als zum Lebensunterhalt und für die Aussaat notwendig sei. Falls sie mehr kriegten, würden sie üppig werden und Aufruhr machen.

Unter Kaiser Akbar wurden genaue Grundbücher ausgearbeitet und ein Drittel oder Viertel des Rohertrages als Anteil des Staates beansprucht. Auch wurde es gestattet, diese Steuern in Geld anstatt in natura zu zahlen.

Nachdem nun die Engländer die d i w a n i von Bengalen erhalten, war ihre wichtigste Sorge die Ordnung der Grundsteuern. Nach mehreren Versuchen wurde die Einschätzung im Jahre 1793 für permanent erklärt, und ähnliche permanente Einschätzungen wurden später im Benaresdistrikt und in den nördlichen Sarkars eingeführt.

Man kam aber bald zu dem Resultate, daß es für den Staat vorteilhafter sei, periodische Einschätzungen zu unternehmen,

und das geschieht denn auch in den meisten britisch-indischen Distrikten. Die Einschätzungsperiode ist gewöhnlich 30 Jahre, im Pandschab und den Zentralprovinzen aber 20.

Die Höhe der Grundsteuern ist heutzutage in den verschiedenen Gegenden verschieden. In Gudscharat beträgt sie fast 20%, im Durchschnitt aber nicht mehr als 4 bis 8% des Rohertrags. Berechnet auf den Reinertrag, d. h. auf den Ertrag nach Abzug der Ernteunkosten usw., beträgt die Steuer ungefähr 50%, und falls wir sie nach der Volkszahl berechnen, kommen wir auf eine Steuer von M. 1.73 pro Kopf der Bevölkerung.

Die Grundsteuersätze sind allmählich gesunken, die Preise aber und der Ertrag des Bodens sind gleichzeitig so stark gestiegen, daß die Grundsteuer z. B. im Jahre 1909—10 ungefähr 25% mehr einbrachte als im Jahre 1899—1900.

Die Grundsteuern sind die bei weitem wichtigsten Einnahmen des indischen Staates. Im Jahre 1909—10 brachten sie mehr als 400 Millionen Reichsmark ein oder 40% der gesamten Staatseinnahmen, welche sich in demselben Jahre auf etwas mehr als 990 Millionen beliefen.

Die einzige andere Steuer, welche das ganze Volk betrifft, ist die Salzsteuer, welche mit einer Rupie (M. 1.35) pro Mand (37 kg) erhoben wird und jährlich ungefähr 60 Millionen Mark einbringt. Einkommensteuer wird von Einkommen aus landwirtschaftlichen Betrieben nicht bezahlt, auch sonst werden Einkommen unter 1000 Rupien nicht eingeschätzt. Der Ertrag dieser Steuer ist denn auch verhältnismäßig gering, wenig mehr als 30 Millionen im Jahre 1909—10.

Sonst setzen sich die indischen Staatseinnahmen aus verschiedenen Posten zusammen, wie Opiumabgaben, Zöllen, Akzise, Stempelabgaben usw. Dazu kommen Einnahmen, welche sich aus der Post, den Eisenbahnen, den Kanalbauten, den Staatswäldern und anderem mehr ergeben.

Die gesamte Steuerlast der Inder betrug nach der Kopfzahl berechnet im Jahre 1909—10 M. 1.80 oder unter Einrechnung der Grundsteuern M. 3.53 pro Kopf der Bevölkerung.

Der überwiegend größte Teil der indischen Staatseinnahmen wird nun zur Bezahlung der Verwaltung und der Armee verwendet. Im Jahre 1909—10 beliefen sich die Nettoausgaben des Staates auf ungefähr 980 Millionen Reichsmark. Davon wurden nicht weniger als 380 Millionen für Verteidigungszwecke verausgabt, während die Verwaltung etwa 260 kostete. Die Verwaltung Indiens ist zweifellos teuer, und zu den Administrationsausgaben müssen wir noch Pensionen und mehr zufällige Ausgaben mit zusammen ungefähr 80 Millionen rechnen, es ist aber gewiß ein richtiges Prinzip, den leitenden Beamten ein so hohes Gehalt zu zahlen, daß sie nie in die Versuchung kommen, sich durch zweifelhafte Mittel Nebenverdienst zu verschaffen. Der indische Beamtenstand ist denn auch durchgehends unbestechlich, und er rekrutiert sich aus den allerbesten englischen Elementen. Allerdings hat man in den letzten Jahren beobachten können, daß diejenigen Kandidaten für den höheren Staatsdienst, welche die besten Examensresultate aufweisen können, nicht mehr wie früher vorwiegend nach Indien gehen, sondern den Dienst im Heimatlande vorziehen.

Man wird aus den oben gegebenen Zahlen den Eindruck gewinnen, daß für solche Veranstaltungen, welche auf die Förderung des wirtschaftlichen Lebens abzielen, und für Kulturzwecke verhältnismäßig wenig Mittel übrig bleiben. Das ist auch in Wirklichkeit der Fall. Das indische Schulwesen läßt sehr viel zu wünschen übrig, und es ist sehr schwer gewesen, die notwendigen Mittel für die Verbesserung des Verkehrswesens und die Entwicklung der natürlichen Hilfsquellen des Landes aufzubringen. Trotzdem werden wir sehen, daß auch in letzterer Beziehung unter der englischen Herrschaft sehr viel geschehen ist. Hier mußte eben manches geschehen, wenn es überhaupt einen Zweck haben sollte, die englische Herrschaft in Indien aufrechtzuerhalten.

VERKEHRSWESEN.

Die europäischen Kaufleute, die zuerst den Versuch machten, in Indien Handel zu treiben, hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Reise mit Segelschiffen um die Südspitze Afrikas herum war sehr langwierig. Noch im neunzehnten Jahrhundert, seitdem die ersten Dampfschiffe nach Indien fuhren, kam man nicht schnell hin. Der erste Postdampfer, welcher im Jahre 1825 von England nach Indien lief, war 113 Tage unterwegs. Zehn Jahre später fing man an, für die Post den kürzeren Weg über die Landenge von Suez zu benutzen, für den Warentransport aber mußte noch bis zur Eröffnung des Suezkanals der alte Weg benutzt werden.

Die Verbindung zwischen den Handelsgesellschaften in Europa und ihren Agenten in Indien war unter solchen Umständen schwierig und kostspielig. Noch im Jahre 1815 mußte man für die Beförderung eines Briefes nach Indien 3 ½ shilling bezahlen, und es war natürlich unter solchen Umständen unmöglich, die indischen Geschäfte von Europa aus im einzelnen zu leiten.

Auch in Indien selbst machten sich die Verkehrsschwierigkeiten geltend. Indien hat wenige gute Häfen, in früheren Zeiten kamen als solche eigentlich bloß Bombay und Kalkutta in Betracht. In das Innere des Landes konnten die Europäer fast gar nicht kommen. Es gab keine guten Landstraßen, die Bevölkerung benutzte vielmehr einfach Fährten, die für den schwereren Wagenbetrieb nicht zu brauchen und während der Regenzeit oft ganz unfahrbar waren. Auch fehlte es an Brücken über die großen Flüsse. Diese selbst waren die besten Verkehrswege für den Warentransport.

Von einem Handels- und Geschäftsleben in größerem Maßstabe konnte natürlich unter solchen Umständen keine Rede sein. Die Hauptmasse der Inder wohnte damals, wie sie es noch heute tun, in Dörfern, und das einzelne Dorf war eine im wesentlichen geschlossene Einheit ohne größeren Verkehr mit der Außen-

welt. Jedes Dorf hatte eine Reihe von Beamten, Handwerkern und Geschäftsleuten, die ihren Beruf mit der Kaste ererbt hatten und die als Entschädigung für die Dienste, welche sie dem Dorfe oder den Dörflern leisteten, einen bestimmten Anteil an der Ernte erhielten. Es gab einen Nachtwächter, einen Feldwächter, und Handwerker der einfachsten Art: einen Töpfer, der die gebräuchlichen Küchenutensilien herstellte; einen Lederarbeiter, der die Schuhe und das Geschirr der Zugtiere verfertigte; einen Zimmermann, der die landwirtschaftlichen Geräte lieferte und bei dem Bau der Häuser mithalf; einen Barbier, der auch als Feldscheer tätig war und gern im Nebengeschäft Heiratsanträge vermittelte, usw. Getreide und andere Lebensmittel wurden im Dorfe selbst produziert, die Kleider im Hause gemacht, und von außen her brauchte fast gar nichts eingeführt zu werden.

Die geschilderten Verhältnisse der geschlossenen Dorfwirtschaft sind noch heute in großen Gebieten Indiens vorherrschend, in früheren Zeiten waren sie überall die allgemeine Regel. Von den großen Umwälzungen des sozialen Lebens, welche in Europa im Laufe des letzten Jahrhunderts als Folge der gewaltigen industriellen Entwicklung eingetreten sind, waren darum in dem von den Engländern eroberten Indien keine Spuren zu finden. Noch heute ist diese Entwicklung ja auch in Indien höchstens in ihren Anfängen zu beobachten.

Unter solchen Umständen konnte nur ein ganz kleiner Teil des Landes von dem Verkehr mit den Europäern berührt werden. Wenn wir uns eine historische Karte von Indien im achtzehnten oder vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ansehen, fällt es auch sofort auf, wie wenig zahlreich die europäischen Ansiedlungen noch waren, und diese sind alle an der Küste oder an den großen Flüssen gelegen.

Die Hilfsmittel des Landes konnten auf diese Weise nur sehr unvollkommen ausgenutzt werden, und der Handel, auf den es für die englische Gesellschaft ursprünglich allein ankam, konnte bloß einen bescheidenen Umfang annehmen. Ausgeführt wurden eigentlich bloß Luxuswaren, und die Einfuhr umfaßte

namentlich Metalle und Kleiderstoffe. In Indien wie in Europa hat erst die Entwicklung des Verkehrs das moderne Geschäfts- und Wirtschaftsleben möglich gemacht.

Während der unruhigen Zeiten, als die Engländer ihre Herrschaft allmählich über den größten Teil des Landes ausdehnten, waren sie nicht imstande, viel für die Entwicklung der Verbindungswege zu tun. Anfangs begnügten sie sich damit, die vorhandenen Wege so weit auszubessern, daß die Postbeförderung gesichert wurde. Noch im Jahre 1833 hören wir, daß die Maßnahmen, mit denen man es bis dahin versucht hatte, so wenig Erfolg hatten, daß das darauf verwendete Geld so gut wie weggeworfen war. Im Jahre 1839 entschloß man sich endlich, mehr zu tun. Von Kalkutta nach Delhi sollte eine Chaussee gebaut werden, die auch für schweren Wagenverkehr genügte. Ueber die kleinen Flüsse sollten Brücken gebaut werden, während zur Ueberfahrt über die größeren Fähren verwendet werden sollten. Der Bau schritt aber sehr langsam vorwärts, und die Lage blieb noch lange unbefriedigend.

Einen größeren Aufschwung nahm die Entwicklung des Wegenetzes in Indien eigentlich erst, nachdem der Bau von Eisenbahnen in Angriff genommen war. Eine große Reihe von Eisenbahnlinien ist allmählich gebaut worden, und es stellte sich immer mehr heraus, daß es notwendig war, auch brauchbare Wege anzulegen, um den Verkehr an die Eisenbahnen heranzuziehen.

Die Geschichte der indischen Eisenbahnen geht auf das Jahr 1845 zurück. Damals wurde ein Gesuch um Mitwirkung bei der Anlage eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes an die indische Regierung eingereicht. Man glaubte aber damals, daß der Eisenbahnbau in Indien mit so vielen Schwierigkeiten verbunden sein würde, daß bloß ein sehr bescheidener Anfang gemacht werden könnte. In der ersten Zeit ging man mit dem Bahnbau darum sehr langsam vor.

Es dauerte aber nicht lange, bis man einsah, daß eine durchgreifende Verbesserung der Verkehrswege dringend notwendig sei, einerseits um die materielle Entwicklung des Landes zu

fördern, andererseits um eine einheitliche Verwaltung zu ermöglichen. Als dann der große Militäraufstand vom Jahre 1857 die Machtstellung der Engländer in ihren Grundlagen erschütterte und man erkannte, wie verhängnisvoll es sein konnte, wenn Truppen nicht schnell von der einen Gegend nach der anderen geschickt werden konnten, lernte man erst recht die Bedeutung guter Verkehrsmittel verstehen. Dem indischen Staate fehlte es aber an Geld, der Bau von Staatsbahnen konnte daher nicht in Frage kommen. Nach einigen kleineren Anfängen wurden dann im Jahre 1859 acht Eisenbahngesellschaften gegründet. Dadurch wurden die Grundlagen für das Eisenbahnnetz, das heute ganz Indien durchzieht, festgelegt. Dieses System, die Bahnen von Privatgesellschaften bauen zu lassen, kam im Laufe der Zeit Indien teuer zu stehen. Es paßte zu den damals in Indien geltenden Verwaltungsgrundsätzen und den Traditionen der Engländer überhaupt.

In den Verträgen mit den Bahngesellschaften mußte diesen eine Garantie des indischen Staates zugesichert werden. Dieser verpflichtete sich denn auch, ihnen einen Gewinn von 5% zu garantieren und ihnen außerdem die nötigen Grundstücke kostenfrei zu überlassen. Die Gesellschaften ihrerseits verpflichteten sich, einen etwaigen Mehrgewinn mit dem Staate zu teilen. Weiter sollte es der Regierung freistehen, den Bau zu überwachen und schließlich nach 25 Jahren die Bahnen anzukaufen.

Diese Verträge ergaben bald eine unverhältnismäßig große Belastung der Staatsfinanzen. Die Eisenbahntechnik war damals überhaupt noch wenig entwickelt, und die allgemeine Ansicht war die, daß man in Indien, wo man stets mit Ueberschwemmungen und Zyklonen zu rechnen hat, besonders solide bauen müsse. In Indien selbst gab es keine Ingenieure, welche die Bauten hätten leiten können. Sie mußten erst aus England geholt werden, die englischen Techniker wiederum waren mit den indischen Verhältnissen nicht genügend vertraut. Die Gesellschaften waren durch die Staatsgarantie gesichert und hatten darum keine Veranlassung, zu sparen, die Regierungsbeamten

andererseits, welche den Bau kontrollieren sollten, verstanden von der ganzen Sache nichts und verspäteten und erschwerten den Fortgang der Arbeit durch unerträglichen Formalismus.

Die Resultate waren denn auch anfangs nicht sehr ermutigend. Der Bau wurde viel zu kostspielig. Die ersten Bahnen wurden zweigleisig angelegt, was damals absolut nicht notwendig war, und mit überflüssigen Bequemlichkeiten ausgestattet. Auch wurden während des Baues oft kostspielige Aenderungen in den Plänen vorgenommen. Die Gesellschaften verloren ja nichts, der Staat garantierte. Auch der Verkehr auf den neu erbauten Bahnlinien entsprach nicht den Erwartungen. Der Betrieb verlohnte sich nicht, und der Staat mußte Jahr für Jahr größere Summen an die Gesellschaften ausbezahlen, um den Ausfall an der zu 5% garantierten Verzinsung zu vergüten. Im Jahre 1868—69 betrugen diese Zahlungen etwa 30 Millionen Reichsmark, obgleich nicht mehr als 7700 km Bahnstrecke für den Betrieb eröffnet waren.

Andererseits ergab sich schon frühe die große Bedeutung der Eisenbahnen für die Entwicklung des indischen Handels. Der Wert des auswärtigen Handels Indiens, welcher im Jahre 1851—52 vor Erbauung der ersten Eisenbahn etwa 350 Millionen Rupien betragen hatte, war im Jahre 1867—68 auf 890 Millionen gestiegen.

Man sah ein, daß das alte System mit Privatbahnen unter Staatsgarantie auf die Dauer unhaltbar war, und im Jahre 1867 entschied sich die indische Regierung dafür, in Zukunft die Bahnen als Staatsbahnen anzulegen. Aber erst im Jahre 1869 erfolgte die Genehmigung dieses Beschlusses durch den englischen Staatssekretär. Nun wollte man aber auch billiger bauen. Bei dem alten System war die Spurweite 5½ Fuß (1.68 m), und jeder km hatte ungefähr 200 000 Mark gekostet. Jetzt wurde ein Metergleise eingeführt, und man hoffte auf raschere Fortschritte. Aber es entstanden neue Schwierigkeiten. Durch Hungersnot und Krieg wurden die Finanzen geschwächt, und aus militärischen Rücksichten mußte man sich entschließen, Teile der neugelegten Bahnen für größere Spurweite umzulegen.

Man kam deshalb auf das alte System mit garantierten Privatgesellschaften zurück. Nur waren die Bedingungen für den Staat jetzt günstiger. Seitdem ist fortwährend gebaut worden, teils mit staatlicher Garantie eines Minimalgewinnes, teils mit staatlicher Unterstützung durch staatliche Darlehen. Das Eisenbahnnetz ist noch lange nicht so vollständig, wie es wünschenswert wäre, und der Fortgang ist nicht regelmäßig gewesen. Aber immerhin waren im Jahre 1911 mehr als 50 000 km Eisenbahn für den Verkehr eröffnet, d. h. ungefähr ein Kilometer auf je 6000 Einwohner. Die relative Länge der Eisenbahnlinien ist somit in Deutschland ungefähr fünfmal so groß. Dabei müssen wir aber die große Ausdehnung Indiens erwägen, während andererseits die Staatseinnahmen des Deutschen Reiches fast doppelt so groß sind als diejenigen Indiens.

Die meisten indischen Eisenbahnen sind jetzt in den Besitz des Staates übergegangen. Nur etwa 11 ½ % gehören noch Privatgesellschaften an, während etwa 12 % von den indischen Fürsten angelegt worden sind. Ein bedeutender Teil der Staatsbahnen wird aber noch an Privatgesellschaften verpachtet.

Der Verkehr auf den indischen Eisenbahnen hat sich im Laufe der Jahre kolossal entwickelt, und auch die Einnahmen sind rasch gestiegen. Um die Jahrhundertwende hörte der Betrieb auf, dem Staate Verluste zu bringen, und fing an, einen kleinen Ueberschuß zu ergeben. Dieser ist dann allmählich gestiegen und betrug im Jahre 1911 nach Verzinsung des Kapitals und nach Abzug der zum Ankauf von älteren Linien bestimmten Summen noch ungefähr 54 Millionen Mark.

Die indischen Eisenbahnen führen gewöhnlich drei Klassen, bisweilen aber auch vier, indem zwischen der zweiten und dritten eine Intermediatklasse eingeschoben wird. In den beiden ersten Klassen reist man sehr bequem. Die Sitzplätze sind hier nicht wie gewöhnlich in Europa Quersitze, sondern in der Längsrichtung des Wagens angebracht, und sie können während der Nacht als Bettstellen verwendet werden. Zu jedem Abteil gehören auch bequeme Toiletten, oft mit Badeeinrich-

tung. In der dritten Klasse dagegen ist alles einfach und oft recht primitiv.

Die Fahrpreise sind sehr niedrig und betragen durchschnittlich pro km für die erste Klasse $6^1/_{10}$, für die zweite $2^9/_{10}$, für die mittlere $1^3/_{10}$ und für die dritte einen Pfennig. Trotzdem glaubte man anfangs nicht, daß der Personenverkehr irgendwie von Bedeutung werden könnte. Die große Mehrzahl der Inder ist blutarm, und außerdem mußte man damit rechnen, daß die Kastenvorurteile Schwierigkeiten bereiten würden. In demselben Abteil, so dachte man, würde der Brahmane kaum mit Leuten niedriger Kaste zusammenreisen. Und wie konnte man im vollbesetzten Wagen dafür sorgen, daß die Frauen nicht von fremden Männern gesehen wurden? Die Entwicklung hat gezeigt, daß man sich hier irrte. Die Inder benutzen die Eisenbahn in außerordentlich großer Ausdehnung. Die Zahl der Fahrgäste im Jahre 1911 war 390 Millionen, von denen fast 90% dritte Klasse fuhren. Diese letzteren waren fast alle Inder, und auch unter den anderen waren viele Eingeborene. Hier wie so oft hat es sich gezeigt, daß die Inder imstande sind, europäische Einrichtungen aufzunehmen. Es widerstrebt ihren Anschauungen nicht, eine Fahrkarte zu lösen, die sie wie durch Zauber dem erwünschten Ziele zuführt.

Namentlich haben die Inder herausgefunden, daß die Bahn nützlich ist, wenn man die Pilgerfahrt zu irgend einer heiligen Wallfahrtstätte unternehmen will. Eine Bahn, die an solchen Orten vorbeiführt, wird denn auch gewöhnlich lohnen. Auf diesen Strecken ist der Andrang oft so groß, daß das vorhandene Material nicht ausreicht, und nicht selten sieht man die frommen Pilger in Viehwagen fahren.

Man sollte glauben, daß dies häufige Zusammenfahren von Leuten verschiedener Kaste mächtig dazu beitragen würde, das Kastenwesen zu lockern. Berufene Beobachter leugnen aber, daß das der Fall sei. Was die Frauen angeht, so kann man tagtäglich beobachten, wie sie verschleiert in die Wagen geführt werden, und in den beiden ersten Klassen wird oft die eine Hälfte des Abteils durch Vorhänge für die Damen abgesondert. In der

dritten Klasse ist es ja schwieriger, und auch heute gibt es viele Damen von hoher Kaste, die unter keinen Umständen mit der Bahn fahren würden.

Die Bedeutung der Eisenbahnen für Indien kann nicht leicht überschätzt werden. Schon der Umstand, daß eine Wallfahrt, die früher sehr lange Zeit beanspruchte und sehr kostspielig war, heute für wenige Groschen und im Laufe einiger Tage unternommen werden kann, ist in einem Lande wie Indien, wo die Religion eine so überwiegende Rolle spielt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Heutzutage ist es auch den Aermsten möglich geworden, sich durch den Besuch eines heiligen Wallfahrtsortes religiöses Verdienst zu erwerben.

Ihre größte Bedeutung haben die Eisenbahnen natürlich für das wirtschaftliche Leben, und da in Indien immer die Landwirtschaft der Haupterwerb gewesen ist, wird diese in erster Linie in Betracht kommen. Vergegenwärtigen wir uns, wie die Verhältnisse in früheren Zeiten waren.

Seit uralter Zeit ist es in Indien gebräuchlich gewesen, daß der Bauer sich, wenn außerordentliche Ausgaben gemacht werden sollten, an den Geldverleiher des Dorfes wendete, der dann später sein Guthaben in Getreide erhielt. Auch war es für die Bauern erwünscht, wenn die Ernte besonders reich war, das Ueberflüssige zu verkaufen, und wieder war der Geldverleiher derjenige, der es ihnen abnehmen konnte. Dieser aber konnte es bloß in der nächsten Nachbarschaft los werden. Die Folge war, daß die Preise sehr schlecht waren und daß das Getreide nicht selten in den Speichern verfaulte, während vielleicht in anderen Gegenden Hungersnot herrschte.

Fast jedes Jahr kommt es in Indien vor, daß der Regen in irgend einem Teile des Landes ungenügend ist, und dann besteht immer die Gefahr, daß die Ernte fehlschlägt und Hungersnot eintritt. Nie aber ist das im ganzen Lande der Fall gewesen. In früheren Zeiten waren nun die Verkehrsmittel so schlecht, daß es gewöhnlich unmöglich war, die Hunger leidende Bevölkerung mit Getreide zu versehen. Im Jahre 1865—66 herrschte

z. B. Hungersnot in Orissa, und die Einwohner starben zu Tausenden. Damals lagen mehrere mit Getreide geladenen Schiffe in Kalkutta, sie konnten aber während des Südwestmonsuns nicht nach Orissa gelangen. Heute ist das alles anders geworden. Im Laufe des Jahres September 1899 bis September 1900 konnten z. B. 2½ Millionen Tonnen Getreide nach notleidenden Gegenden transportiert werden.

Nach der Hungersnot in Orissa wurde das Prinzip aufgestellt, daß die englischen Distriktsbeamten persönlich dafür verantwortlich sein sollten, daß alles Mögliche geschehe, um die Wiederholung solcher Notstände zu vermeiden. Und mit der Entwicklung der Verkehrsmittel ist es möglich geworden, eine große Organisation zu schaffen, die sofort in Wirksamkeit tritt, wenn der Regen ausbleibt und somit die Gefahr einer Hungersnot eintritt. Die Ernteaussichten in den einzelnen Gegenden werden ständig kontrolliert. Das Land ist in Kreise eingeteilt und für jeden Kreis liegt das Programm für den Fall, daß Hungersnot eintritt, fertig vor und wird alljährlich revidiert. Wenn irgendwo die Ernte fehlschlägt, werden große öffentliche Arbeiten in Angriff genommen, um die Bevölkerung in den Stand zu setzen, das zum Lebensunterhalt Nötige zu verdienen. Geräte liegen bereit und Listen sind vorhanden von Leuten, die geeignet sind, das Ganze zu überwachen. Und was das Wichtigste ist, die verbesserten Verkehrsbedingungen haben es möglich gemacht, Getreide von anderen Gegenden einzuführen.

Indien hat im Laufe der Jahrhunderte sehr viel an Hungersnot zu leiden gehabt, und die heimgesuchten Distrikte waren gewöhnlich für Jahre in ihrem Erwerbsleben gelähmt. Die Eisenbahnen haben mächtig dazu beigetragen, diese Gefahr zu reduzieren, und dadurch den wirtschaftlichen Verhältnissen eine höchst erwünschte Stabilität verliehen.

Auch auf anderen Gebieten läßt sich der große Einfluß des indischen Eisenbahnnetzes auf das Wirtschaftsleben des Landes nachweisen, wir denken dabei hauptsächlich an die Regelung der Preise und die Erweiterung der Absatzmöglichkeiten.

Unter den alten Verhältnissen war es für den Landwirt so gut wie unmöglich, den Ueberschuß guter Jahre zu verwerten, während man in Zeiten der Not ganz auf die lokalen Hilfsquellen angewiesen war. Die Folge waren große Schwankungen in den Preisen. Im Jahre 1838 herrschte z. B. Hungersnot in den Vereinigten Provinzen. In Agra konnte man damals nicht mehr als 12½ kg Weizen für eine Rupie erhalten, während man in Khandesch, wo die Ernte reichlich war, für denselben Betrag 57 kg Hirse erhielt. Heutzutage gleicht sich das alles aus. In den Jahren 1861 und 1869 schlug die Ernte in den Vereinigten Provinzen wiederum fehl, während Khandesch wie im Jahre 1838 von der Dürre verschont blieb. Damals zahlte man in Agra eine Rupie für 11—13 kg Weizen, und in Khandesch für 12—15 kg Hirse, also ein ganz minimaler Unterschied. Heutzutage sind die Getreidepreise von den lokalen Bedingungen unabhängig und werden von der Weltmarkt-Konjunktur bestimmt. Dadurch ist größere Stabilität erzielt worden, was ja auch für den einzelnen Inder ein unschätzbarer Vorzug sein muß. Unter den alten Verhältnissen war es unmöglich, von Jahr zu Jahr vorauszusehen, wie sich die Lage gestalten würde, und diese Unsicherheit mußte einen nachteiligen Einfluß auf das Wirtschaftsleben, selbst auf die Existenz des Kleinbauers ausüben. Die automatische Regelung der Preise mußte somit in derselben Richtung wirken wie die Ordnung der Steuerverhältnisse, durch die die Bauern von der Willkür der Steuerbeamten befreit wurden. Dies sind nicht zu unterschätzende Vorteile, die die Inder durch die bessere Ordnung der Verhältnisse unter englischer Herrschaft gewonnen haben.

Auch sonst läßt sich der Einfluß der besseren Verkehrsmittel auf die Preise beobachten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten die Preise durchgehends eine sinkende Tendenz. Mit den durch die Eisenbahnen geschaffenen größeren Absatzmöglichkeiten ist dann allmählich eine Steigerung eingetreten, was ja schließlich auch den Urproduzenten zugute kommen mußte.

Noch wichtiger mußte die Umgestaltung des ganzen indischen Warenhandels werden, welche eine direkte Folge der Verbesserung des Verkehrswesens war. Neben dem Ausbau der Eisenbahnen kommt hier namentlich die Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 in Betracht. Früher war es unmöglich, Getreide und andere Erzeugnisse der Landwirtschaft nach Europa zu verschiffen. Jetzt eröffneten sich gerade für die indische Landwirtschaft ungeahnte Absatzmöglichkeiten, und nach und nach ist es soweit gekommen, daß der überwiegende Teil der kolossalen indischen Ausfuhr aus solchen Waren besteht, welche von den indischen Bauern produziert werden.

Getreide und andere Roherzeugnisse der Landwirtschaft bilden denn auch den wichtigsten Teil des Güterverkehrs auf den indischen Eisenbahnen. Im Jahre 1904 wurden auf denselben im ganzen 52 Millionen Tonnen befördert. Davon kamen mehr als 12 Millionen Tonnen auf Getreide; dann folgten Kohlen mit 9, Baumwolle, Jute, Salz und Zucker mit je ungefähr anderthalb usw. Im Jahre 1911 war der Güterverkehr auf 71 Millionen gestiegen.

Ein großer Teil dieser Waren rührt von Gegenden her, welche ziemlich weit von der Bahn entfernt liegen. Um sie bis zur nächsten Station zu bringen, muß man die gewöhnlichen Landstraßen benutzen. In früheren Zeiten war das unmöglich, weil diese nicht für schweren Wagenbetrieb geeignet waren. Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts ist aber auch in dieser Beziehung sehr viel getan worden. Es gibt heute ungefähr 65 000 wohlgebaute Chausseen, mit schattenreichen Baumreihen auf beiden Seiten und mit Rasthäusern für die Reisenden. Große Bedeutung hat namentlich die große Hauptstraße, welche von Kalkutta zu der Nordwestgrenze führt.

Neben den großen Hauptchausseen gibt es auch etwa 230 000 km andere Landstraßen der verschiedensten Art. Viele von ihnen können bequem mit Kraftwagen befahren werden, auf anderen muß man mit dem altmodischen Ekka vorlieb nehmen, einem kleinen Wagen, wo bloß der Kutscher die Beine ausstrecken

kann, der aber doch bisweilen für fünf bis sechs Inder Platz gibt, die dann mit untergeschlagenen Beinen auf einem unglaublich kleinen Platze unterkommen müssen. Oder man nimmt einen von Ochsen gezogenen starken Wagen, wo man unter dem Segeltuchdache sein Bett aufschlagen und recht bequem reisen kann.

Auf diese Weise sind selbst die entlegensten Dörfer für den Verkehr zugänglich geworden. Noch immer gibt es aber Gegenden, die schwer zu erreichen sind, und man begreift es, daß die indischen Zivilbeamten auch im Reiten geprüft werden. Wer imstande sein muß, überall hinzugelangen, muß reiten können.

Die Entwicklung der Verkehrswege war notwendig, wenn die geschäftlichen Möglichkeiten Indiens nutzbar gemacht werden sollten. Das genügte freilich nicht. Man mußte es den Kaufleuten in den verschiedenen Gegenden möglich machen, sich schnell und sicher miteinander in Verbindung zu setzen, man mußte für Post und Telegraph sorgen.

Schon im Jahre 1851 wurden die ersten Telegraphenlinien angelegt, und 1865 wurde die telegraphische Verbindung mit England eröffnet. Heutzutage sind alle bedeutenden Städte miteinander durch Telegraphenlinien verbunden und das indische Telegraphennetz ist ungefähr halbsogroß als das deutsche. Der Telegraph wird auch sehr viel benutzt. Im Jahre 1910—11 belief sich z. B. die Zahl der bezahlten Depeschen auf mehr als 13 Millionen.

Das Telegraphieren ist auch billig. Für eine Viertelrupie (Mark 0.34) kann man 10 Worte als sogenanntes d e f e r r e d t e l e g r a m schicken, d. h. die Depesche muß warten, bis die gewöhnlichen Depeschen, für die man eine Rupie für 16 Worte bezahlt, und die Eildepeschen, die das doppelte kosten, befördert sind. Es heißt, daß man vorsichtshalber gleichzeitig mit der billigen Depesche auch einen Brief an den Empfänger schicken muß, um ihn auf den Empfang vorzubereiten. Gewöhnlich aber kommen auch diese Depeschen schnell zur Versendung, und sie sind namentlich bei den Indern sehr beliebt und finden bisweilen Verwendung für Zwecke, die uns eigentümlich

vorkommen. Es ist z. B. nicht selten, daß ein Diener, der seine Stellung aufgeben will, anstatt zu kündigen, sich eine Depesche schicken läßt, daß die Mutter gefährlich erkrankt sei und daß er sofort nach Hause kommen müsse. Den Namen des Vaters mißbraucht er bei solchen Gelegenheiten ungern. Das könnte den Zorn der Götter erregen.

Auch die Postverbindung ist gut und zuverlässig. Selbst wenn die Post über gefährliche Pässe und durch unsichere Gegenden durch Kuriere gebracht werden muß, ist es eine Seltenheit, daß Briefe abhanden kommen. Die Schwierigkeiten, mit denen das Postwesen zu kämpfen hat, sind in Indien besonders groß. Die große Anzahl der Sprachen und Mundarten, die man zu hunderten rechnen muß, die mehr als dreißig verschiedenen Schriften, die gebraucht werden, und die Neigung der Inder, allerlei unnötige Sachen auf dem Kuvert hinzuzufügen und dabei die Adresse selbst möglichst ungenau zu schreiben, erschweren die Arbeit der Postbeamten, und es ist eigentlich ein Wunder, daß bloß etwa $^{1}/_{3}$% der Postsachen die Adressaten nicht erreichen. Dabei ist die Zahl der Postsendungen ungeheuer. Im Jahre 1910—11 wurden z. B. 945 Millionen Briefe und Postkarten befördert.

Indien ist ein Mitglied des Weltpostvereins, im internationalen Verkehr gelten deshalb die gewöhnlichen Portosätze. Innerhalb des britischen Reiches können indessen Postsachen billiger versandt werden, und ein gewöhnlicher Brief von Indien nach England kostet z. B. einen Anna, d. h. einen Penny (8 ½ Pfennig). In Indien selbst kann man Briefe bis zu einem gewissen Gewicht für einen halben, und Postkarten für einen Viertelanna senden.

Die Post befördert alle gewöhnlichen Postsachen, und in Verbindung mit der Post stehen auch Postsparkassen; an den Postämtern werden Pensionen ausgezahlt und Chinin verkauft usw.

Auch der Fernsprecher hat seinen Weg nach Indien gefunden und wird vielfach von den Behörden verwendet. In der Geschäftswelt findet er indes noch wenig Verwendung, es ist aber sicher bloß eine Frage der Zeit, wann das geschehen wird.

LANDWIRTSCHAFT.

Die Entwicklung der Verkehrsmittel war vielleicht die wichtigste Aufgabe, die den Engländern in Indien gestellt war. Nur so konnten die Hilfsquellen des Landes nutzbar gemacht werden. Bei diesen Leistungen durfte die englische Verwaltung aber nicht stehen bleiben. Auch sonst mußte möglichst viel für die Entwicklung der verschiedenen Erwerbszweige geschehen, denn nur so konnte der Besitz Indiens für England auf die Dauer vorteilhaft werden. Konnte doch der Handel, auf den es ja ursprünglich allein ankam und der immer eine Hauptrolle spielen mußte, auf die Dauer nur gedeihen, wenn das Erwerbsleben der Inder gesund war.

Der wichtigste Erwerbszweig in Indien ist nun, wie wir gesehen haben, die Landwirtschaft. Während wir gewohnt sind, einen wesentlichen Teil der Bevölkerung in den großen Städten vorzufinden, leben in Indien ungefähr neun Zehntel auf dem Lande in Dörfern, und etwa 70% ernähren sich durch Landwirtschaft und die damit verknüpften kleineren Erwerbszweige. Wie wir schon gesehen haben, rührt ferner ungefähr die Hälfte der indischen Staatseinnahmen von Abgaben her, welche von den Landwirten entrichtet werden. Sowohl für das indische Volk als für den britisch-indischen Staat muß somit das Gedeihen der Landwirtschaft von vitaler Bedeutung sein.

Die Entwicklung dieses Erwerbszweiges ist aber in Indien mit großen Schwierigkeiten verbunden: es handelt sich um ein ungeheures Gebiet, und die Verhältnisse sind ganz eigenartig und oft von den in Europa bestehenden vollständig verschieden.

Das indische Ackerland beträgt etwa eine Million qkm, oder, falls wir die einheimischen Staaten mitrechnen, etwa $1^1/_4$ Million, und ungefähr 50% mehr können noch bebaut werden. Die Bevölkerung ist ja nicht gleichmäßig verteilt. Es gibt Gegenden auf dem Lande mit mehr als 250 Einwohnern auf jedem Quadratkilometer, neben solchen, wo diese Zahl bloß ungefähr 30 beträgt. Ungefähr ein Fünftel der gesamten Bevölkerung findet sich auf

einem Gebiete zusammengedrängt, das nicht einmal den zwanzigsten Teil des ganzen ausmacht. Infolgedessen ist in vielen Gegenden alles brauchbare Land schon ausgenutzt, während es anderswo ausgedehnte Gebiete gibt, welche für Landwirtschaft geeignet sind, die aber unbenutzt daliegen, weil es an Leuten fehlt. Das ist namentlich in Zentralindien und den Zentralprovinzen nicht selten der Fall.

Mit der größeren Entwicklung des Eisenbahn- und Wegnetzes ist es nun verhältnismäßig einfach geworden, von der einen Gegend nach der anderen zu ziehen. Die Inder haben aber bis jetzt diese Gelegenheit durchgehends wenig benützt. Wohl sehen wir, daß Landarbeiter von Bengalen und den Zentralprovinzen nach Assam, von den Vereinigten Provinzen nach Bengalen, von Madras und Tschittagong nach Birma ziehen, und vielfach ziehen sie auch, nach Arbeit suchend, in entferntere Gegenden, nach Ceylon, Mauritius, Südafrika, Britisch-Guyana usw. Die eigentlichen Bauern aber ziehen ungern von ihrer Heimat weg. Selbst wo der Boden weniger fruchtbar ist oder die Bevölkerung eigentlich zu zahlreich ist, ziehen sie es vor, in der alten Heimat fortzuleben, obgleich sie oft nicht weit zu reisen brauchen, um gute Erde in genügender Ausdehnung zu finden.

Ein weiteres Hindernis für die Entwicklung der Landwirtschaft liegt in der relativen Armut der indischen Bauern. Große Landgüter unter einheitlicher Wirtschaft giebt es in Indien so gut wie gar nicht. Die eigentlichen Landwirte sind fast ausnahmslos ganz kleine Bauern. In Südindien, in Assam und in Birma sind diese, die sogenannten Rayats, auch gewöhnlich die tatsächlichen Eigentümer. Im Norden dagegen, d. h. in Bengalen, den Vereinigten Provinzen, dem Pandschab und den Zentralprovinzen ist das Land gewöhnlich im Besitze der Dorfgemeinden oder größerer Grundbesitzer, der sogenannten Zamindars, welche dann die Grundstücke an die Rayats verpachten.

Die Größe der Grundstücke oder Pachtgüter ist in den verschiedenen Gegenden verschieden, nirgends aber bedeutend. In Madras beträgt sie durchschnittlich 320 Ar, im Pandschab

120 und in dichtbevölkerten Gegenden in Bihar nicht mehr als 20. Der Ertrag kann somit nicht sehr bedeutend sein, und es ist gewöhnlich nicht möglich, viel Geld für Meliorationen auszugeben.

Ein bedeutender Teil des jährlichen Ertrages muß weiter entweder als Pachtgeld an den Eigentümer oder als Steuern an den Staat entrichtet werden. Obgleich die Summen an und für sich nicht bedeutend sind, müssen sie für die armen Rayats eine recht beträchtliche Last sein, und dazu kommen noch andere kleine Ausgaben für lokale Zwecke.

Es ist denn nicht zu verwundern, daß der kleine Bauer gewöhnlich arm ist. Falls er irgendwelche Verbesserungen einführen will, muß er borgen. Die Kreditfrage ist dadurch für den indischen Landwirt noch wichtiger als in anderen Ländern. Unter Lord Curzons Amtszeit wurden nun kooperative Kreditgesellschaften ins Leben gerufen, und diese scheinen eine immer wachsende Bedeutung zu gewinnen. Unter gewissen Bedingungen, wo es sich um landwirtschaftliche Verbesserungen, um Einkauf von Saatkorn und Vieh oder dergleichen handelt, verleiht auch der Staat Geld an die Bauern, gegen 5 bis 6¼% Zinsen. Da gibt es aber allerlei Formalitäten, und die Termine müssen prompt eingehalten werden, was oft große Schwierigkeiten macht. Diese Staatsdarlehen sind deshalb bis jetzt für den ländlichen Kredit nicht von großer Bedeutung geworden, wenn man schon vielfach beobachten kann, daß sie dazu beigetragen haben, die Forderungen der privaten Geldverleiher etwas zu ermäßigen. An diese wenden sich noch immer die geldbedürftigen Bauern in großer Ausdehnung. Und die Bedingungen sind gewöhnlich hart. 12 bis 24% Zinsen werden ganz allgemein berechnet, und Beispiele fehlen nicht, wo 100 bis 200% gezahlt worden sind. Als Sicherheit wird die Ernte und, seitdem die Bauern das Recht erhielten, über ihr Grundstück zu verfügen, auch dieses verpfändet, und das Resultat ist nur zu oft, daß der Grund und Boden in den Besitz des Geldverleihers übergeht. Dagegen ist nun in den letzten Jahren vielfach ein-

geschritten worden, und es ist Leuten, die nicht selbst Landwirte sind, schwieriger gemacht worden, das Land in die Hand zu bekommen. Gerade in dieser Beziehung harren aber noch wichtige Probleme der Lösung, und die landwirtschaftliche Kreditfrage wird noch lange die Behörden beschäftigen müssen.

Die Lage der indischen Bauern ist somit nicht beneidenswert. Trotzdem hört man in Indien verhältnismäßig weniger von der Notlage der Landwirtschaft als in reicheren Ländern. Der indische Bauer ist mit wenigem zufrieden, er führt gewöhnlich ein glückliches Familienleben, und solange er genug hat zum Lebensunterhalt und vielleicht auch etwas auf Schmucksachen verwenden kann, fühlt er sich wohl und glücklich. Die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft, die uns unter den gebildeten Indern so vielfach begegnet, hat, soweit man urteilen kann, unter den Rayats keinen Boden gewonnen.

Unter den obwaltenden Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß moderne Maschinen und andere Neuerungen, die in unserem Erdteil den Betrieb der Landwirtschaft so wesentlich erleichtern, nur langsam ihren Weg nach Indien finden. In großer Ausdehnung müssen sich die Bauern noch immer mit den altherkömmlichen Geräten begnügen. Das wichtigste von allen und in vielen Gegenden das einzige ist der Pflug. Die meisten Pflüge werden noch immer von Holz verfertigt, freilich wird die Schar oft mit Eisen beschlagen. Es gibt Pflüge von verschiedener Größe und Art. In Bengalen kann man solche sehen, welche der Bauer bequem auf den Schultern trägt. Andere sind so schwer, daß sie von vier bis sechs Paar Ochsen gezogen werden müssen. Diese letzteren werden immer mehr durch eiserne Pflüge ersetzt, wo aber die Erde leicht pflügbar ist, findet man solche meist zu teuer.

Die altmodischen Pflüge reißen bloß den Erdboden auf, ohne daß dieser zugleich in Furchen umgewendet wird, und vielfach wirken sie bloß oberflächlich. Oft wird dann der Boden nachträglich mittelst eines viereckigen Balkens, der von Ochsen gezogen wird, geebnet, wobei der Rayat selbst auf den Balken

steht, um das Gewicht größer zu machen. Auch gibt es vielfach primitive Eggen und Sämaschinen.

Zum großen Teil wird aber der Boden mit Handgeräten bearbeitet, mit verschiedenen Arten von Hacken, teils eisernen, teils hölzernen, oder, wo er sehr hart ist, mit Brecheisen und Brechstangen.

Bei der Ernte werden gewöhnlich Sicheln verwendet, und das Dreschen erfolgt noch immer nach sehr primitiven Methoden. Entweder wird das Getreide einfach gegen Holzbalken geschlagen oder von Ochsen zerstampft. Um das gedroschene Korn zu reinigen, verwendet man große Siebe, in die man es von einer Höhe fallen läßt, so daß der Wind die Spreu wegbläst.

Die Methoden sind somit durchgehends sehr primitiv, außerdem hat der indische Landwirt mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Sehr nachteilig ist namentlich der durchgehende Mangel an brauchbaren Düngemitteln. Der animalische Dung wird in Indien nicht so gut ausgenützt wie in Europa. Der nasse Dung kommt fast gar nicht in Betracht, und was den Rest betrifft, so kommen in Indien eigentümliche Verhältnisse hinzu, welche seine volle Ausnützung erschweren. Es fehlt sehr an Brennholz, deshalb wird getrockneter Dung in großer Ausdehnung als Brennmaterial verwendet.

Um Dünger zu beschaffen, nimmt man dann seine Zuflucht zu Laub, verschiedenen Hülsenfrüchten, Oelkuchen, Fischdünger usw., und in der Nähe mehrerer Städte hat man Rieselfelder und ähnliche Anlagen. Noch immer aber macht sich der Mangel an Dünger recht fühlbar.

Mineralische Düngerstoffe gibt es wenig, und dazu kommt die Erwägung der Kosten, welche ihre Anschaffung oft unmöglich machen. Die Düngerfrage ist somit eine sehr schwierige; von ihrer Lösung hängt aber zum Teil die Zukunft der indischen Landwirtschaft ab.

Noch ein Umstand erschwert dem indischen Landwirt seinen Betrieb. Sehr oft ist er ganz verschuldet und der Geldverleiher

nimmt ihm den größten Teil seiner Ernte ab. Das beste verkauft dieser, und was der Bauer für die Aussaat zurückbekommt, ist oft von schlechter Qualität, was auf den künftigen Ertrag einen nachteiligen Einfluß ausüben muß.

Unter solchen Umständen bleibt nicht viel Geld für die Wirtschaft übrig. Es kommt dann den Bauern zu statten, daß die Arbeitskräfte sehr billig sind. Oft werden die Landarbeiter in natura bezahlt, und viel kriegen sie nicht.

Die Zahl dieser Landarbeiter nimmt stark zu. Bei der Volkszählung vom Jahre 1901 wurden mehr als 35 Millionen gezählt, ihre Zahl hatte sich im Laufe von zehn Jahren fast verdoppelt. Im Jahre 1911 wurden 41 Millionen gezählt. Die Lage dieser Leute ist recht ungünstig. Sie können oft nicht das ganze Jahr hindurch Beschäftigung finden und sie werden schlecht bezahlt. Es ist aber trotzdem nicht gelungen, sie in größerer Ausdehnung zur Arbeit in anderen Erwerbszweigen heranzuziehen. Der Eisenbahnbau und die Wasserbauten beschäftigen immer mehr von ihnen, und viele gehen auch zu der Industrie. Ueberall aber fehlt es an Kapital, und die Hauptmasse solcher Arbeiter bleibt bei ihrer althergebrachten Tätigkeit.

Der indische Landwirt wird von allen, die befähigt sind, ein Urteil abzugeben, sehr gerühmt. Er ist fleißig und anspruchslos und er kennt sein Grundstück und weiß genau, wie es am besten ausgenutzt werden kann. Wäre er ökonomisch besser gestellt, so würde er wahrscheinlich noch mehr erreichen können. Er hat kein Bedenken, Neuerungen einzuführen, wenn er sich von deren Nützlichkeit überzeugt hat. Woran es ihm fehlt, ist Geld, und es wird wohl lange eins der wichtigsten Probleme in Indien bleiben, wie die ökonomische Lage der Kleinbauern gebessert werden kann. Solange die Grundsteuern die wichtigste Einnahmequelle des indischen Staates bleiben, wird seine Lösung sehr schwer sein. Es hat aber den Anschein, als ob sich dies Verhältnis langsam aber sicher änderte, und einige glauben, daß ein konsequent durchgeführtes System von Schutzzöllen der einzige Ausweg ist, der schließlich eine wirkliche Besserung

bringen kann. Dahin ist aber der Weg sicherlich noch weit, und es ist noch nicht gelungen, die Zollinteressen Indiens und Englands miteinander in Einklang zu bringen.

Wie überall in der Welt, so ist natürlich auch in Indien die Landwirtschaft von dem Wechsel der Jahreszeiten abhängig, der Monsun spielt eine allüberragende Rolle. Von Juni bis September ist der Südwestmonsun vorherrschend; die feuchten Winde wehen vom Arabischen Ozean über das Land und die Wolken geben Regen ab. Etwa 90% der gesamten Regenmenge fällt während dieser Monate. In dem bengalischen Meerbusen dreht sich schließlich die Strömung um und bringt an der Südostküste von Oktober bis Dezember reichlichen Regen. Sonst sind die Niederschläge ganz unbedeutend.

Wir haben somit eine feuchte und eine trockene Zeit, und von diesem Wechsel ist die Ertragsfähigkeit des indischen Bodens abhängig. Die Regenmenge ist aber nicht gleichmäßig über ganz Indien verteilt, und sie wechselt auch sehr von Jahr zu Jahr. Es gibt allerdings Gegenden, in welchen ein genügender jährlicher Regenfall gesichert ist, aber auch viele solche, in denen er oft ganz ungenügend ist. Hier ist es denn von großer Wichtigkeit, nach Möglichkeit für künstliche Bewässerung zu sorgen. Denn in Indien, wo der Landwirt mit so vielen anderen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ist die Bewässerungsfrage absolut vital. Die Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung gegen Mißernten ist so gering, daß ein Jahr mit ungenügender Feuchtigkeit immer die Gefahr der Hungersnot heraufbeschwört.

Die Regierung hat es sich denn auch angelegen sein lassen, ihr Möglichstes zu tun, um für genügende Bewässerung zu sorgen.

Zu diesem Zwecke sind große Kanalanlagen ausgeführt worden, durch welche das Wasser der großen Flüsse für Bewässerungszwecke verwendbar gemacht worden ist. Einige der großen Kanäle führen das ganze Jahr hindurch Wasser, andere nehmen bloß das Flutwasser auf. Beide Arten sind für die Landwirtschaft von der allergrößten Bedeutung, und da die Landwirte für das Wasser zahlen müssen, hat der Staat damit kein schlechtes Ge-

schäft gemacht, obgleich es auch recht bedeutende Anlagen gibt, welche lediglich dazu bestimmt sind, in ungünstigen Jahren die Gefahr der Hungersnot zu beschränken, und die daher nicht eigentlich rentieren können. Der Gewinn an den übrigen Anlagen ist aber so groß, daß der Staat im ganzen etwa 7% als Zinsen einnimmt.

Außer den großen Kanalanlagen gibt es auch andere Mittel, um künstliche Bewässerung zu erzielen. Das einfachste ist, das Wasser in tiefen Brunnen zu schöpfen. Vielfach wird auch Wasser in Teichen und anderen Behältern aufgespeichert, von denen es dann auf die Felder gelassen werden kann.

Durch diese Methoden können jetzt fast 170 000 qkm künstlich bewässert werden, d. h. etwa ein Sechstel des gesamten angebauten Areals. Die Felder werden in Abteilungen eingeteilt, jede von einem Erddamm umgeben, und jede Abteilung kann unter Wasser stehen, solange es notwendig ist. Wenn der Boden gesättigt ist, wird das Wasser in eine andere Abteilung geleitet.

Die künstliche Bewässerung ist ein großer Segen für Indien geworden. Der Landwirtschaft sind dadurch ganz neue Möglichkeiten eröffnet worden und ein bedeutender Teil der Landwirte ist vom Regen fast unabhängig geworden. Denn Wasser ist für den indischen Bauer das Hauptbedürfnis.

Das gilt namentlich für diejenigen Getreidesorten, welche viel Feuchtigkeit verlangen und welche dann gewöhnlich kurz nach Anfang der Regenzeit gesät werden, um von September bis Oktober eingeerntet zu werden. Reis z. B. wächst im Wasser, so daß ungefähr zwei Drittel der Pflanze unter Wasser stehen. Der Boden für trockene Getreidearten wird auch bewässert, braucht aber viel weniger. Die Aussaat findet hier im Oktober und November, die Ernte im März und April statt. In Nordindien ist auch der Tau von großer Bedeutung für diese Getreidearten.

Durch jahrhundertlange Erfahrung haben die indischen Landwirte gelernt, daß die Fruchtbarkeit der Erde leidet, wenn dieselbe Kornsorte Jahr für Jahr gesät wird. In großer Aus-

dehnung ist deshalb eine regelmäßige Wechselwirtschaft eingeführt worden. Daneben ist es auch gebräuchlich, gemischte Getreidearten zu ziehen. So werden z. B. Hülsenfrüchte und Oelsamen oft mit Weizen oder Hirse zusammen gesät. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn die eine Sorte fehlschlägt, die andere oft gut gerät. Daneben haben die Hülsenfrüchte auch den Vorteil, daß sie der Erde Stickstoff zuführen, wonach der indische Boden sehr verlangt.

Die wichtigste Getreidesorte, welche das Hauptnahrungsmittel eines wesentlichen Teiles der Bevölkerung bildet, ist Reis. In Madras kann man an mehreren Stellen den Reis dreimal im Jahre einernten. Gewöhnlich aber wird er in der Regenzeit gesät und von September bis Dezember geerntet. Die Reisfelder nehmen ungefähr ein Fünftel des gesamten indischen Ackerlandes ein, und der Ertrag ist so groß, daß bedeutende Mengen für die Ausfuhr übrig bleiben. Namentlich entwickelt sich Birma nach und nach zu einem sehr wichtigen Produktionsland für Reis. Der Umfang der Ausfuhr wechselt natürlich von Jahr zu Jahr. In den letzten fünfzehn Jahren hat ihr Wert sich gewöhnlich um ungefähr 240 Millionen Reichsmark bewegt.

Unter den Getreidearten der Frühlingsernte nimmt Weizen die wichtigste Stelle ein. Sehr viel Weizen wird namentlich im Pandschab, in den Vereinigten Provinzen und den Zentralprovinzen gebaut. Der Ertrag der Weizenernte im Jahre 1909—10 wurde auf fast 10 000 Millionen kg berechnet, wovon etwas mehr als ein Zehntel ausgeführt wurde. Die Schwankungen in der Ausfuhr sind aber hier größer gewesen als beim Reis. So wurden im Jahre 1904—5 für fast 240, im Jahre 1908—9 dagegen bloß für 17 Millionen Reichsmark exportiert.

Sonst werden noch eine Reihe anderer Kornsorten gebaut, namentlich mehrere Hirsearten und Hülsenfrüchte. Dazu kommen mehrere Nutzpflanzen, Baumwolle, Jute, ölhaltige Samen, Tabak, Tee usw. Viele von diesen haben natürlich eine größere Bedeutung für die Industrie als für die Landwirtschaft. Sie werden aber in großer Ausdehnung von den Landwirten als Nebenprodukte gebaut.

Wenn man die Berichte über den indischen Handel durchsieht, wird man bald die Beobachtung machen, daß der weit überwiegende Teil der Ausfuhr aus Roherzeugnissen der Landwirtschaft besteht. Schon daraus ergibt sich, welche Bedeutung es hat, nach Möglichkeit den Kleinbauern, von deren Fleiß und Ausdauer alles abhängt, bessere und gesichertere Lebensbedingungen zu schaffen. Sie sind das Rückgrat des indischen Volkes, sie bezahlen den größten Teil der Steuern und sie liefern die Ausfuhrartikel, auf welchen Indiens Handel beruht. Und trotzdem wir so oft von den Reichtümern Indiens hören, sind diese Rayats noch heute ebenso arm wie in der Zeit, bevor die Engländer die Herrscher des Landes wurden. Es ist klar, daß künstliche Bewässerung und bessere Kreditverhältnisse nicht genügen. Große und schwierige Aufgaben harren hier noch der Lösung, und ein Vergleich zwischen der Lage der Landbevölkerung Indiens und eines fortgeschrittenen europäischen Landes zeigt deutlich, wie schwer sie zu bewältigen sein werden.

Neben der eigentlichen Landwirtschaft spielt die Viehzucht eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Die zugänglichen Angaben über den Viehbestand sind höchst unvollständig. Man kann aber ungefähr rechnen, daß es in Indien etwa hundert Millionen Rinder und Büffel gibt.

Die Kühe werden nicht wie in Europa hauptsächlich um der Milch willen gehalten. Sie werden vielmehr vorwiegend für die Zucht von Zugtieren verwendet. Die Milch rührt in großer Ausdehnung von den Büffelkühen her.

Die indischen Kühe sind von verschiedenen Rassen. Gewöhnlich aber machen sie mit ihrem Höcker einen recht trübseligen Eindruck. Und weshalb sollte auch eine indische Kuh lebensfroh sein? Zwar ist sie den Hindus ein heiliges Tier, aber Weiden gibt es wenig und das Futter ist selten reichlich. In der heißen Sommerzeit ist es gewöhnlich sehr knapp, und in Jahren von Mißwachs sterben auch die Kühe massenhaft. Der einzige Vorzug, der sich aus ihrer Heiligkeit ergibt, ist, daß sie eigentlich nicht geschlachtet werden dürfen. Deshalb besteht auch ein

großer Teil der indischen Kühe aus alten wertlosen Tieren. Da nun auch die Paarung nicht kontrolliert wird, ist meistens nichts von einer Veredlung der Rassen zu verspüren. Zwar gibt es auch gute Rassen, die viel Milch geben. Gewöhnlich aber ist eine indische Kuh mager und kann nicht mehr Milch abgeben, als das Kalb trinkt. Deshalb werden die Kälber oft weggenommen, wenn man die Milch für andere Zwecke braucht. Dann muß aber zum Melken oft ein ausgestopftes Kalb mitgebracht werden. Sonst will die Kuh keine Milch abgeben.

Die Ochsen werden durchgehends besser behandelt. Sie sind ja auch als Lasttiere unentbehrlich. Bisweilen wird auch ein großer Ochse dem Gotte Siva gewidmet. Er darf dann überall frei umhergehen und, wo es ihm einfällt, das beste wegnehmen. Solche heiligen Ochsen sind oft für die armen Leute eine große Plage. Alte Sitte und herkömmlicher Gebrauch spielt aber in Indien eine größere Rolle als irgendwo sonst, und niemand würde es wagen, einen heiligen Ochsen des Siva zu behelligen.

Die ungenügende Fütterung, welche die Kühe oft erhalten, ist keineswegs ein Zeichen von Hartherzigkeit. Im Gegenteil sieht man oft in Zeiten der Not, wie die Inder heroische Anstrengungen machen, um ihr Vieh am Leben zu erhalten. Sie sind aber gewöhnlich so arm, und der Zugang an Futter so beschränkt, daß sie beim besten Willen sehr wenig tun können.

Eine viel fettere Milch als die Kühe liefern die Büffelkühe, die deshalb überall gezüchtet werden. Die Büffelochsen werden auch zum Teil als Arbeitstiere verwendet.

Die indische Milchproduktion spielt, wie man verstehen wird, keine sehr große Rolle, und mehr als zwei Millionen kg kondensierte Milch werden jährlich importiert, während der Wert der exportierten Butter bloß etwa halb so groß ist, als der der importierten. Moderne Molkereien existieren eigentlich erst seit einem Vierteljahrhundert. Ein dafür berufener schwedischer Sachverständiger hat die Sache mit großem Erfolg organisiert. Noch immer aber bereitet die Minderwertigkeit der indischen Kühe große Schwierigkeiten. Die Inder selbst verwenden die

Naturbutter sehr wenig und ziehen das nationale g h i , zerlassene Butter, vor. Zum Gebrauch für ausgewanderte Inder in Hinterindien und Afrika wird auch so viel g h i exportiert, daß die Ausfuhr von Milchprodukten, alles zusammengenommen, die Einfuhr etwas an Wert übertrifft.

Der ganze Stand der Viehwirtschaft ist aber nichts weniger als befriedigend. Durch eine Veredlung der Kuhrassen und eine reichlichere Milch- und Butterproduktion könnten die indischen Kleinbauern ihre ökonomische Lage wesentlich verbessern. Die Heiligkeit der Kuh macht allerdings ein Eingreifen der Regierung schwierig. Sie wird sich aber auf die Dauer nicht ganz zurückhalten dürfen, wenn sie ihrer Pflicht gegen die indischen Bauern genügen will.

Neben Kühen und Büffeln werden auch viele Schafe und Ziegen gehalten, natürlich auch Pferde, obgleich das Pferd nicht dieselbe Rolle spielt wie in Europa. Im allgemeinen hat aber die Viehzucht in Indien nicht die Bedeutung, die man zu erwarten berechtigt wäre.

FORSTWESEN.

Wir haben gesehen, daß der animalische Dünger in großer Ausdehnung als Brennmaterial verwendet wird, und daß dies ein großer Nachteil für die Landwirtschaft ist. Dies Verhältnis ist eine Folge des durchgehenden Mangels an brauchbaren Brennmaterialien.

Seit alter Zeit ist es gebräuchlich gewesen, Wälder und Gehölze einfach abzubrennen, um mehr Ackerland zu erhalten. In Hinterindien gibt es noch Stämme, die in den Waldgegenden leben und von Zeit zu Zeit neue Gebiete für ihre Wirtschaft abbrennen, obgleich heute vielfach gegen diese Gewohnheit eingeschritten wird.

Ein geordnetes Forstwesen ist in Indien erst spät zustande gekommen. Ein Deutscher ist hier der Pionier gewesen. Dr. Dietrich Brandis, der im Jahre 1856 als Sachverständiger einberufen wurde, und der lange Generalinspektor des indischen

Forstwesens war, hat mit seinen Schülern und Nachfolgern, den Herren Schlich und Ribbentrop, die systematische Arbeit für die Aufbesserung des Waldbestandes in Indien organisiert.

Heutzutage unterstehen fast 630 000 qkm, d. h. ein Gebiet etwa so groß wie Oesterreich-Ungarn, der indischen Forstverwaltung. Die Waldbestände sind sehr unregelmäßig verteilt. Während in den Vereinigten Provinzen bloß 3,8% und in der nordwestlichen Grenzprovinz nicht mehr als 1,8% der Oberfläche mit Wald bewachsen ist, nehmen die Waldgegenden in Birma mehr als 60% des Ganzen ein. Wo somit die Bevölkerung sehr zahlreich ist, findet sich verhältnismäßig wenig Wald, und umgekehrt.

Die Wälder werden nicht alle auf dieselbe Weise verwaltet. Etwa 57% sind, mit einigen Einschränkungen, den Einwohnern frei zur Benutzung überlassen. Das ist namentlich in Birma der Fall, zu welcher Provinz mehr als vier Fünftel dieser freien Wälder gehören. Dort ist es noch heute zum Teil erlaubt, mit dem altherkömmlichen Niederbrennen der Wälder, um Ackerland zu gewinnen, fortzufahren. Mit der Zeit wird aber auch dort die Tätigkeit der Forstbehörden umfassender werden.

Nach und nach werden nämlich die Wälder in immer größerer Ausdehnung als „geschützt" erklärt, wonach sie gewöhnlich nach einiger Zeit zu „Reserven" gemacht werden. Zu dieser letzteren Klasse gehören augenblicklich etwa 41% der Waldgegenden, d. h. ein Territorium von der Größe Großbritanniens. Die reservierten Wälder werden forstmäßig betrieben und, soweit es möglich ist, gegen allerlei Beschädigung durch Feuer, durch Menschenhand oder durch Tiere geschützt. Durch Neupflanzungen und durch Fällen von minderwertigen Bäumen wird sodann weiter für die Erhaltung und Veredlung des Waldbestandes gesorgt. Namentlich hat man versucht, die wertvollen Tiekwälder, die in früheren Zeiten arg gelitten hatten, zu erneuern. Auch sonst gibt es zahlreiche Nutzholzbäume wie die schöne Himalayakiefer, die die Inder d e o d a r, d. h. Götterbaum nennen, Sal (shorea arbusta), Sissu (Dalbergia sisu), Ebenholz,

Sandel usw. Die Möglichkeiten, die sich in Indien für die Produktion von Nutzholz bieten, sind aber noch lange nicht ausgenutzt. Immerhin geben die indischen Staatswälder schon heute einen hübschen Ueberschuß, der im Jahre 1909—10 etwa 15 Millionen Reichsmark betrug.

Die wichtigsten Einnahmen der indischen Forstverwaltung rühren vom Verkauf von Zimmer- und Brennholz her. Vieles, namentlich Brennholz, wird aber unentgeltlich, oder gegen eine kleine Entschädigung, an die Einwohner abgegeben. Dadurch ist es möglich geworden, die Verwendung von Dünger als Brennmaterial etwas einzuschränken, was ein Vorteil für die Landwirte sein muß.

Auch auf andere Weise ist die Ordnung des Forstwesens der Landwirtschaft zugute gekommen. Die Wälder werden nämlich in großer Ausdehnung als Weideplätze für das Vieh benutzt, was in einem Lande wie Indien, das in so großer Ausdehnung als Ackerland bebaut wird, von großer Bedeutung ist. Sodann tragen auch die Wälder mächtig dazu bei, die Feuchtigkeit in der Erde festzuhalten, und wo sie reichlich vorhanden sind, wird die Gefahr von Ueberschwemmungen in der Regenzeit vermindert.

Alles dies kommt der Landwirtschaft zustatten. Forstwesen und Landwirtschaft hängen deshalb auf das engste zusammen. Noch mehr wird dieser Zusammenhang zutage treten, wenn wir auch die Obstzucht mit in Betracht ziehen. Eine Menge verschiedener Obstbäume werden gezüchtet, unter denen wir die meisten aus Europa bekannten Arten wiederfinden. Dazu kommen noch viele andere, wie Zimmetäpfel, Bananen, Feigen, Ananas, Kokosnüsse, und vor allem der herrliche Mango, dessen Frucht während mehrerer Wochen in großen Teilen Nordindiens eins der wichtigsten Nahrungsmittel für die ärmsten Leute bildet.

Die Erzeugnisse des indischen Bodens sind reich und mannigfaltig. Sie genügen vollständig für die Bedürfnisse des Landes, und es bleibt noch sehr viel für die Ausfuhr übrig. Schon in den Zeiten der alten Handelsgesellschaft waren es die natürlichen Erzeugnisse des Landes, welche ihm seine große Bedeutung

für den Handel verliehen. Noch mehr ist das heute der Fall, nachdem sich Indien schon mehr als ein halbes Jahrhundert unter dem Einflusse der pax Britannica entwickelt hat. In unseren Tagen hören wir denn auch ganz allgemein, daß Indien als der wertvollste Besitz der britischen Krone angesehen wird. Die Entwicklung hat gezeigt, daß es eine kluge Politik war, Indien zu einem eigenen Reiche zu machen. Wären die Ueberschüsse der Verwaltung einfach der britischen Staatskasse zugeflossen, so wäre die Entwickelung der letzten Jahrzehnte nicht möglich gewesen. Das Geld, das zur Verbesserung des Verkehrswesens und zur Sicherung und Entwicklung des Erwerbslebens verwendet worden ist, hat gute Zinsen gebracht. Wohl ist die Hauptmasse der Inder noch heute arm, und sehr viel bleibt noch immer zu tun übrig, die Rolle aber, die Indien im Weltverkehr spielt, ist heutzutage um ein Vielfaches größer als vor sechzig Jahren, und daß dies sich, vom Standpunkte des britischen Reiches gesehen, verlohnt hat, daran kann nicht der geringste Zweifel gehegt werden.

INDUSTRIE.

Die Erzeugnisse der indischen Landwirtschaft sind reich und von der größten Bedeutung für die Oekonomie des Landes. Damit sind aber die natürlichen Hilfsmittel des Landes keineswegs erschöpft. Es gibt eine Menge von mineralischen und vegetabilischen Rohstoffen, welche eine vielseitige Industrie ermöglichen würden. Die Resultate, die hier schon erzielt worden, sind auch gar nicht zu verachten. Indiens Ausfuhr hat im Laufe der letzten 30 Jahre stark zugenommen und ihr Wert hat sich fast verdreifacht. Ein wesentlicher Teil besteht noch immer aus Roherzeugnissen des indischen Bodens, die bearbeiteten Ausfuhrwaren gewinnen aber eine immer größere Bedeutung, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die natürlichen Bedingungen für eine große Entwicklung der Industrie reichlich vorhanden sind.

Es gibt eine große Anzahl von Arbeitern, welche jetzt bei der Landwirtschaft ein dürftiges Auskommen finden, die aber besser in der Industrie verwendet werden könnten. Ihre große Zahl drückt auf die Löhne für landwirtschaftliche Arbeit, und es würde für sie vorteilhafter sein, auf andere Weise Beschäftigung zu suchen.

Es gibt somit genug verfügbare Arbeitskräfte. Und der Tagelohn, der in der Industrie bezahlt wird, ist zwar höher als für gewöhnliche Landarbeiter, aber viel niedriger als in Europa. So bezogen im Jahre 1911 die Vorarbeiter in den nordindischen Spinnereien ungefähr 50 Mark monatlich, und die gewöhnlichen Arbeiter je nach ihrer Beschäftigung 9 bis 15 Mark. Die Lohnsätze sind seitdem etwas gestiegen und werden voraussichtlich mit der Entwicklung der Industrie noch weiter steigen. Im Verhältnis zu Europa werden sie aber noch lange niedrig bleiben, selbst wenn wir den Umstand in Betracht ziehen, daß die indischen Arbeiter nicht so leistungsfähig sind wie die europäischen.

Weiter gibt es in Indien bedeutende natürliche Kraftquellen. Der Ausbau der indischen Flüsse für elektrische Anlagen ist allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden. Ein Anfang ist aber schon gemacht worden. So sind die Fälle der Kaveri in Maisur zum Betrieb der Kolar-Goldfelder ausgebaut worden, und in Kaschmir ist eine große Kraftstation angelegt worden, um den Hauptfluß des Staates zu regulieren und einer Seidenfabrik Kraft zuzuführen. Im großen und ganzen spielt aber die Elektrizität noch immer eine recht untergeordnete Rolle in der indischen Industrie. Man kann jedoch getrost sagen, daß hier ein reiches Feld für künftige Entwicklung ist. Auch in Europa hat ja das Zeitalter der weißen Kohlen eben erst angefangen.

Von größerer Bedeutung sind vorläufig die indischen Kohlenflöze. Das Land ist sehr reich an Kohlen, ihre Ausnutzung war aber sehr schwierig, solange die Verkehrsmittel nicht entwickelt waren. Jetzt ist das alles anders geworden, obgleich die Möglichkeiten des Landes noch lange nicht ausgenutzt werden. Neun Zehntel der indische Kohlen kommen jetzt aus Bengalen. Es

gibt aber auch ausgedehnte Flöze im Dekhan, in Belutschistan, in Assam, in Birma und andern Gegenden.

Die ältesten und noch immer die wichtigsten Flöze finden sich bei Ranigandsch im Burdwandistrikt in Bengalen. Sie wurden schon vor mehr als hundert Jahren abgebaut, hatten aber bloß lokale Bedeutung, bis im Jahre 1854 die Eisenbahn diese Kohlenfelder in Verbindung mit Kalkutta setzte.

Der Betrieb in Ranigandsch ist typisch für die meisten indischen Kohlenbergwerke. Die Bearbeitung fängt an, wo die Schichten zutage liegen, und dort werden gewöhnlich große offene Ausgrabungen gemacht. Später werden dann Galerien weiter getrieben, indem große Kohlenpfeiler zur Stütze stehen bleiben. Ein bedeutender Teil der Kohlen, von 25 bis 65%, wird auf diese Weise nicht ausgenutzt. Die Schichten sind aber so mächtig, daß man vorläufig an eine vollständigere Ausnutzung nicht gedacht hat. Die Kohlen werden bloß zum Teil mit Maschinen zutage gefördert. Vielfach werden sie noch immer von Kulifrauen in Körben auf dem Kopfe emporgetragen.

Die meisten Arbeiter in diesen Flözen gehören den Mundastämmen an. Dazu kommen einige hinduische Mischkasten. Die Arbeiter unter der Erde verdienen in Bengalen bis zu einer Mark den Tag, die gewöhnlichen Arbeiter auf der Oberfläche weniger als die Hälfte davon, und die Frauen bloß 10 bis 15 Pfennig. Die indischen Kohlenarbeiter können aber nicht mit den europäischen verglichen werden und leisten durchschnittlich kaum ein Drittel der Arbeit, die z. B. in England gewöhnlich ist.

Die indische Kohlenproduktion hat rasch zugenommen. Im Jahre 1884 betrug sie nicht einmal anderthalb Millionen Tonnen, 1911 war sie auf zwölf Millionen gestiegen. Die Preise, die dafür bezahlt werden, sind niedrig und bewegen sich zwischen 3 und 6 Mark, in Kalkutta geliefert. Die Ausfuhr ist unbedeutend und hatte im Jahre 1911 einen Wert von nicht mehr als etwa zehn Millionen Mark. Das meiste bleibt also im Lande. Ein bedeutender Teil wird von den Eisenbahnen in Anspruch genommen. Noch im Jahre 1884 wurden mehr als 30% der für den Eisenbahn-

betrieb notwendigen Kohlen importiert, heute fast gar nichts. An indischen Kohlen verbrauchen die Eisenbahnen jetzt ungefähr 2¼ Millionen Tonnen, während die Ausfuhr in den letzten Jahren ungefähr 800 000 betragen hat. Es bleiben somit mehr als neun Millionen übrig und diese finden meist in der Industrie ihre Verwendung. Die Entwicklung der Kohlenförderung in den letzten Jahrzehnten ist eine direkte Folge des Aufkommens verschiedener Industriezweige, und die steigende Kohlenproduktion ist somit ein ganz guter Maßstab für die Entwicklung der indischen Industrie.

Als industrielle Kraftquelle werden voraussichtlich auch die reichen indischen Petroleumquellen in Betracht kommen. Die Petroleumproduktion belief sich im Jahre 1911 auf zehn Millionen Hektoliter, während sie noch im Jahre 1894 nur etwa eine halbe Million betrug und 1901 erst auf 2½ Millionen gestiegen war. Im Laufe von zehn Jahren hat sich somit der Ertrag mehr als vervierfacht. Trotzdem wird noch immer eine Menge Petroleum eingeführt, so im Jahre 1911—12 für nahezu 60 Millionen Mark. Diese große Einfuhr erklärt sich dadurch, daß die bei der altmodischen Beleuchtung verwendeten Oelsorten jetzt fast überall von raffiniertem Petroleum verdrängt worden sind.

Das indische Petroleum wird in neun Raffinerieen behandelt, und dieser Zweig der Industrie beschäftigt etwas mehr als 10 000 Personen, während etwas mehr als 6000 bei den Petroleumquellen Beschäftigung finden. Die Petroleumindustrie wird sich voraussichtlich noch mehr entwickeln, wenn die Frage nach der Verwendung des Oels in der Großindustrie sich meldet.

Indien ist ferner reich an Roherzeugnissen, die heute zum Teil unbenutzt daliegen, zum Teil auch nach anderen Ländern exportiert werden, die aber ebensogut im Lande selbst verarbeitet werden könnten und mit der Zeit wohl immer mehr dort werden verarbeitet werden.

Es gibt eine große Reihe von Metallen und Mineralien; der Bergwerksbetrieb ist aber noch lange nicht, was er sein könnte. Von Metallen und Erzen werden bloß Gold, Zinn, Eisen, Mangan

und Chrom ausgebeutet. Daneben finden sich mehrere andere wie Platin, Iridium, Silber, Kupfer, Zink, Antimon, Nickel, Kobalt, Tungstein, Titanium und Aluminium in großer Menge. Der Betrieb ist aber gewöhnlich nicht über das Stadium des Schürfens hinausgekommen, obgleich z. B. von Tungstein nicht unbedeutende Mengen nach Deutschland ausgeführt werden.

Gold wird an verschiedenen Stellen gewaschen, nicht aber in großer Menge. Diese Industrie wird meistens als Nebenbeschäftigung betrieben und die Produktion wird vorwiegend lokal zu Schmucksachen verarbeitet, so daß ihre Größe nicht festgestellt werden kann. Von viel größerer Bedeutung sind die Goldfelder bei Kolar in Maisur. Hier sowie in Dharwar und Haiderabad ist Gold schon früh gewonnen worden, und man hat in den letzteren Distrikten alte Gruben gefunden, die gegen 200 m tief sind. Seit etwa dreißig Jahren ist bei Kolar ein recht bedeutender Betrieb im Gang und seit 1902 kommt hier elektrische Triebkraft zur Verwendung. Die gesamte Goldproduktion Indiens beträgt durchschnittlich 16 000 bis 17 000 kg jährlich, zu einem Werte von ungefähr 45 Millionen Mark, und davon fallen mehr als 95% auf Maisur.

Die Zinnindustrie Indiens ist noch immer in ihren Anfängen und genügt lange nicht für die Bedürfnisse des Landes. Der Reichtum an diesem Metall scheint aber sehr bedeutend zu sein. So sind recht bedeutende Lager in Hazaribagh in Bengalen konstatiert worden. Vorläufig wird aber Zinn bloß in Birma gewonnen und auch dort in bescheidenem Maßstabe. Die birmanischen Ablagerungen finden sich aber in Gegenden, welche mit den zinnführenden Distrikten in Yünnan und mit denen auf der malaiischen Halbinsel in Verbindung stehen. An der letztgenannten Stelle wird heutzutage die Hälfte der Weltproduktion gefördert, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß in Birma die Bedingungen für eine Zinnindustrie ersten Ranges vorhanden sind.

Auch Eisen wird in Indien gewonnen, namentlich in Bihar und Orissa. Eine große Menge von Eisen und Stahl wird aber noch importiert, so für ungefähr 120 Millionen Mark im Jahre

1909—10. Die Eisen- und Stahlindustrie hat aber auch in Indien große Fortschritte gemacht und namentlich ist hier, wie in anderen indischen Industriezweigen, die Tätigkeit des kürzlich verstorbenen Inders J. N. Tata von großer Bedeutung gewesen. Seine Eisen- und Stahlwerke bei Saktschi sind eine bedeutende Anlage.

Einen großen Aufschwung hat die Gewinnung von Manganerz genommen. Namentlich war das russische Ausfuhrverbot während des russisch-japanischen Krieges hier von Bedeutung. Nachher kam allerdings wieder eine flaue Zeit, die aber jetzt zu Ende zu sein scheint. Um die Jahrhundertwende betrug die Produktion ungefähr 90000 Tonnen, heute aber ungefähr eine Million und Indien nimmt in dieser Industrie eine leitende Stellung ein. Das Meiste wird jetzt in den Zentralprovinzen und in Madras gewonnen, das Erz kommt aber auch sonst an vielen Stellen vor und es ist vorläufig nicht abzusehen, wie weit sich diese Industrie entwickeln wird.

Auch in der Gewinnung von Chrom sind in letzter Zeit gewisse Fortschritte erzielt worden, und auch sonst wird etwas Bergbau getrieben. So wird in Birma Bernstein und in Travankur Graphit gewonnen, an beiden Stellen aber bloß in kleinen Mengen.

In früheren Zeiten gab es mehrere Kupferwerke in Indien, und in einigen Gegenden sind bedeutende Kupferlager. Die verschiedenen Versuche, diese auszubeuten, haben aber bis jetzt wenig Erfolg gehabt. Die rasche Zunahme der Kupfereinfuhr Indiens hat aber die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Industriezweig gelenkt.

Eine recht große Bedeutung haben andererseits die indischen Glimmerbrüche gewonnen. Die wichtigsten finden sich im Nellurdistrikt in der Madraser Präsidentschaft und über ein ausgedehntes Gebiet in Tschota Nagpur in Bengalen. Etwa neun Zehntel der Gesamtproduktion fallen auf Bengalen. Auch hier werden noch immer primitive Methoden angewendet. Der Betrieb fängt an, wo der Glimmer ansteht, und die Schichten werden mittelst Stroßen weiter verfolgt. Alles was ausgegraben

wird: Glimmer, Gestein und auch Wasser, wird dann durch Kulis hervorgeholt, gewöhnlich so, daß es von Hand zu Hand gereicht wird. Im Laufe der Nacht sammelt sich das Wasser in den Gruben und muß jeden Morgen entfernt werden, ehe die eigentliche Arbeit anfängt, und während der Regenzeit hört drei Monate lang jede Arbeit auf. Trotzdem ist der Betrieb sehr lohnend gewesen, und etwa zwei Millionen kg werden jährlich exportiert. Drei Viertel der Ausfuhr gehen nach England, von wo der Glimmer weiter nach Deutschland, den Vereinigten Staaten usw. verschifft zu werden pflegte. Ueberhaupt ist Indien heute das wichtigste glimmerproduzierende Land der Welt.

Es gibt noch eine Reihe mineralischer Produkte, welche noch fast gar nicht ausgenutzt werden, Talkspat und Salpeter. Gips, Alaun, Borax, Monazit und anderes mehr. Ueberall sind hier Möglichkeiten vorhanden, die hoffentlich in der Zukunft verwirklicht werden.

Andererseits hat sich die Salzproduktion im Laufe der letzten Jahre beinahe verdoppelt und genügt jetzt fast für die Bedürfnisse des Landes, obgleich noch immer für ungefähr zehn Millionen Mark jährlich eingeführt wird. Da der Staat sowohl Einfuhrzölle als Produktionssteuern erhebt, kommt auf diese Weise alljährlich eine hübsche Summe, etwa 60 Millionen Reichsmark, in die Staatskasse.

Von dem in Indien verbrauchten Salz werden etwa 30% importiert. Von dem übrigen ist etwa ein Drittel entweder Steinsalz aus dem Pandschab und aus der nordwestlichen Grenzprovinz oder es wird aus dem Sambharsee in Radschputana gewonnen. Der Rest rührt vom Seewasser her. Die lange trockene Periode, die regelmäßig jedes Jahr wiederkehrt, macht diese Art der Salzproduktion in Indien viel leichter, als sie in anderen Ländern sein würde.

Seit alter Zeit ist Indien als ein Fundort für Edelsteine berühmt. Die damit in Verbindung stehenden Industriezweige sind aber recht unbedeutend. Die wichtigsten sind in Birma zu Hause und bestehen in der Gewinnung von Rubinen und Nephrit.

Von viel größerer Bedeutung als die Metalle sind für die indische Industrie die Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Auch hier können wir vielfach einen Verfall beobachten. Das hängt mit den großen technischen Fortschritten der Neuzeit zusammen, welche die europäische Industrie zu einer früher ungeahnten Höhe gebracht haben, die aber erst allmählich ihren Weg nach Indien finden.

So waren z. B. in früheren Zeiten die indischen Farbstoffe berühmt. Indigo war schon den Griechen und Römern bekannt, und in den Tagen der alten Handelsgesellschaft spielte die Indigoindustrie eine hervorragende Rolle. Durch das Aufkommen der Anilinfarben ist sie aber immer mehr in den Hintergrund getreten, und die Ausfuhr geht von Jahr zu Jahr zurück. Früher wurden auch in großer Ausdehnung indigogefärbte Stoffe exportiert. Jetzt besteht bloß eine unbedeutende Ausfuhr von Ponditscheri nach dem französischen Indo-China, und diese scheint sich bloß unter dem Schutze des französischen Protektionismus zu halten. Berühmt waren früher auch die indischen Lackfarben. Heut werden sie aber fast bloß in Indien verwendet, während Schellack für die Ausfuhr hergestellt wird.

Weiter können wir oft die Beobachtung machen, daß bloß die erste vorläufige Bearbeitung der Naturerzeugnisse in Indien selbst stattfindet, wonach sie in großer Ausdehnung ausgeführt werden, um von der europäischen oder amerikanischen Industrie weiterverarbeitet zu werden. Die vielen ölhaltigen Samen z. B., welche Indien hervorbringt, werden in immer größerer Ausdehnung exportiert, anstatt im Lande selbst ausgepreßt zu werden. Das ist schon vom Standpunkte der Landwirtschaft aus nachteilig, weil die ausgepreßten Samen in Indien, wo die Düngerfrage so viele Schwierigkeiten bereitet, gut gebraucht werden könnten. Eine Herstellung von Oel im Lande selbst würde weiter leicht zu einer vielseitigen Industrie den Anstoß geben können. Die Inder verstehen z. B. sehr gut die Kunst, Tücher mittelst Oelpräparaten wasserdicht zu machen. Es wären somit die besten Bedingungen vorhanden für die Entwicklung einer Industrie

zur Herstellung von Wachstuch, Linoleum usw. Bis jetzt ist aber in der Oelindustrie sehr wenig geleistet worden. Die Fabrikation von Oelen und Parfümen nimmt allerdings zu, die Ausfuhr von Oelsamen ist aber noch immer viel wichtiger.

Eine wirkliche Industrie großen Stils hat sich aber in Indien in zwei Fällen entwickelt, bei der Bearbeitung der Baumwolle und der Jute, und es ist recht interessant, die Entwicklung dieser beiden Zweige miteinander zu vergleichen.

Der Handel mit indischer Baumwolle wird bereits von den alten Griechen erwähnt, und die indischen Musseline waren schon im Altertum geschätzt. Die Baumwollindustrie ist somit sehr alt in Indien, viel älter als in Europa. Man hätte denn auch erwarten können, daß sie aus der Konkurrenz siegreich hervorgehen sollte. Die Schwierigkeit war aber die, daß in den Zeiten, als Indien in nähere Verbindung mit England trat, sich auch daselbst eine Baumwollindustrie entwickelt hatte, in deren Interesse es war, sich gegen die indische Konkurrenz zu wehren. Im Jahre 1721 wurde denn auch die Einfuhr von gedruckten indischen Kattunen nach England im Interesse der Manchester Industriellen verboten.

Die Erfindung der Spinnmaschine verursachte bekanntlich eine Revolution in der ganzen Baumwollindustrie, und Indien konnte vorläufig die Konkurrenz nicht fortsetzen. Es hörte vollständig auf, Baumwollstoffe nach England auszuführen, und führte anstatt dessen große Mengen aus England ein.

Erst im Jahre 1818 wurde die erste Spinnerei nach europäischem Muster in Indien errichtet. Bis dahin war alles Handarbeit. Seitdem hat sich die indische Baumwollindustrie langsam aber sicher entwickelt. Indien hat jetzt 250 Baumwollspinnereien mit 86 200 Webstühlen und 6 ½ Millionen Spindeln, die im Jahre 1911—12 ungefähr 285 Millionen kg gewebte Stoffe produzierten. Das Kapital, das in diesen Unternehmungen angelegt worden, ist ganz überwiegend indisch. Im Jahre 1909—10 kamen von etwa 260 Millionen Mark Anlagekapital bloß vier aus Europa.

Trotz dieser reichen Entwicklung genügt die indische Produktion noch lange nicht, um die Bedürfnisse des Landes zu befriedigen. Im Jahre 1911—12 wurden noch immer Baumwollwaren für ungefähr 650 Millionen Reichsmark eingeführt, während die Ausfuhr bloß etwa ein Fünftel davon einbrachte. Von roher Baumwolle wurde dagegen, trotz eines bedeutenden Preissturzes, für fast 400 Millionen ausgeführt.

Hier scheint ein Mißverhältnis vorzuliegen. Indien ist einer der wichtigsten Baumwollproduzenten der Welt. Allerdings ist die Qualität der indischen Baumwolle zurückgegangen. Die besseren Sorten wurden lange Zeit nicht besser bezahlt als die schlechteren, deren Ertrag dazu größer war. Deshalb fingen die Inder an, immer mehr geringere Qualitäten zu bauen, und niemand dachte daran, dies zu hindern. Eine Verschlechterung ist auch dadurch eingetreten, daß die Entkörnung jetzt fast ausschließlich durch Maschinen erfolgt, wobei die verschiedenen Saatkornsorten miteinander gemischt werden, zum Nachteil für die Aussaat. Dem ließe sich aber abhelfen, und Einiges ist auch geschehen, um eine bessere Qualität der indischen Baumwolle zu erzielen.

Der Hauptgrund für das Mißverhältnis zwischen der Ausfuhr und der Einfuhr von Baumwolle ist doch sicherlich anderswo zu suchen. Er liegt vielmehr in dem Umstande, daß die indische Baumwollindustrie, welche unter der Herrschaft der alten Handelskompagnie stark zurückging, nicht imstande gewesen ist, den Kampf mit der englischen Konkurrenz aufzunehmen. Die Inder haben zu diesem Zwecke Schutzzölle gefordert, und auf eingeführte Baumwollwaren wird auch eine Abgabe in Höhe von 3 ½ % des Wertes erhoben. Gleichzeitig wird aber die einheimische Produktion mit einer entsprechenden Produktionssteuer belastet. Der indischen Baumwollindustrie ist somit kein Schutz zuteil geworden, und man kann sich unmöglich des Eindrucks erwehren, daß die Schutzzölle nicht bloß verweigert wurden, weil sie mit englischen Prinzipien in Widerspruch waren, sondern ebensosehr, weil Englands Interessen mit den indischen kollidierten.

Die Geschichte der indischen Juteindustrie ist anderer Art, und hier können wir beobachten, wie gerade die Verbindung mit England fördernd gewesen ist.

Der indische Flachs oder Jute wird in Bengalen und den angrenzenden Teilen von Assam gebaut. Die Aussaat findet im April und Mai statt, und das Schneiden erfolgt im Herbst, ehe die volle Reife eingetreten ist. Die Stengel werden dann in Wasser gelegt, um geröstet zu werden, wonach die Fasern leicht ausgeschieden werden können. Diese werden schließlich in Ballen verpackt, die je 180 kg wiegen. Die Produktion ist sehr bedeutend, jährlich werden sieben bis zehn Millionen Ballen hergestellt.

Man hat in letzter Zeit vielfach über Verschlechterung der Qualität geklagt. Das scheint aber zum Teil darauf zurückzuführen zu sein, daß die Geschäftsleute im eigenen Interesse die Ware durch Wasser absichtlich verschlechtert haben.

Die Inder haben es verhältnismäßig früh verstanden, aus den Fasern ein grobes Sacktuch herzustellen, und wir hören von den armen Leuten in Nord- und Ostbengalen, daß sie vor hundert Jahren ihre Kleider aus Juteleinwand verfertigten. Von einer eigentlichen Juteindustrie war aber damals nicht die Rede.

Erst nachdem ein Industrieller in Dundee durch Experimente festgestellt hatte, daß Jutefasern als Surrogat für Hanf gebraucht werden können, und nachdem Jutefabriken in Dundee angelegt worden waren, fing die Jute an, größere Bedeutung zu gewinnen. Seitdem wird sie in stets zunehmenden Mengen aus Indien exportiert.

Im Jahre 1854, als infolge des Krimkrieges die Zufuhr von Flachs und Hanf aus Rußland unterbrochen wurde, wurde sodann die erste Jutespinnerei in Indien angelegt. Jetzt ist die Zahl dieser Anlagen auf 60 gestiegen, mit 31 418 Webstühlen und 645 862 Spindeln. Auch hier ist das interessierte Kapital, ungefähr 150 Millionen Mark im Jahre 1909—10, im wesentlichen indisch, bloß 37% rühren aus Europa her.

Im Großen und Ganzen ist die Geschichte der Juteindustrie vom indischen Standpunkte aus sehr befriedigend, und die Pro-

duktion hat sich seit dem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts mehr als verdoppelt. Dieser Industriezweig hat aber auch nicht mit der englischen Konkurrenz zu kämpfen gehabt.

Auch Seide hat Indien früher viel produziert. Dieser Industriezweig ist aber stark zurückgegangen, auch die Wollespinnereien spielen bloß eine untergeordnete Rolle; bei den letzteren handelt es sich jedoch nicht um einen alten indischen Industriezweig.

Andererseits hat die Teeindustrie eine große Bedeutung gewonnen, und diese Industrie verdankt wiederum der europäischen Initiative ihr Dasein. Schon im achtzehnten Jahrhundert wurden Versuche gemacht, in Indien Tee zu pflanzen, und in den zwanziger Jahren des neunzehnten wurden einheimische Teepflanzen in Assam entdeckt. Von der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kamen in Assam Teepflanzungen in größerer Ausdehnung auf, und seitdem hat sich die Industrie rasch entwickelt.

Ihr Hauptsitz ist noch immer Assam. Ausgedehnte Teegärten finden sich aber auch in Bengalen, und kleinere in Madras, im Pandschab und in den Vereinigten Provinzen, endlich können auch die Teepflanzungen auf Ceylon als Ableger der indischen Teeindustrie betrachtet werden.

Die sechziger Jahre brachten eine große und ungesunde Spekulation in indischen Teeplantagen; es wurde viel zu viel gepflanzt, auch die geschäftliche Leitung war mangelhaft. In den Jahren 1865—67 gab es dann einen großen Krach, der viel Unheil anstiftete. Später hat sich die Industrie wieder erholt und Indien ist heute eins der wichtigsten teeproduzierenden Länder der Welt. Mehr als 200 000 ha werden mit Tee bepflanzt und die Produktion, welche im Jahre 1885 ungefähr 70 Millionen Pfund betrug, war im Jahre 1909—10 auf 250 Millionen Pfund, mit einem Werte von etwa 160 Millionen Mark gestiegen. Das meiste davon geht nach Großbritannien, und mehr als die Hälfte des dort getrunkenen Tees stammt aus Indien.

Im Vergleich zum Tee spielt die Kaffeeproduktion eine bescheidene Rolle und die scharfe Konkurrenz namentlich mit

den billigeren brasilianischen Sorten hat anscheinend die Entwicklung in den letzten Jahren sehr gehemmt.

Fremde Konkurrenz und fehlender Schutz haben auch bewirkt, daß die alte Zuckerindustrie immer mehr zurückgeht. Dagegen scheint sich der Tabakbau rasch zu entwickeln und die guten und billigen indischen Zigarren werden in immer weiteren Kreisen geschätzt.

Aus dem Angeführten geht hervor, daß sich die indische Industrie nur mit den Erzeugnissen des indischen Bodens abgibt, und daß die Rohmaterialien deshalb nicht, wie in den großen europäischen Industrieländern, von auswärts importiert werden müssen. Die wichtigsten Industriezweige verwerten ferner Erzeugnisse der Pflanzenwelt. Die Rohmaterialien für die indische Industrie werden somit in großer Ausdehnung von denselben Produzenten produziert, welche auch die wichtigsten Artikel des indischen Ausfuhrhandels, Getreide und andere Erzeugnisse des indischen Bodens liefern. Die Interessen der indischen Industrie sind deshalb in wichtigen Punkten identisch mit denen der Landwirtschaft, und ihre Entwicklung ist auch ein direkter Gewinn für die vielen Kleinbauern, ganz abgesehen davon, daß sie zur Vermehrung des indischen Nationalvermögens beiträgt.

Einzelne Zweige der indischen Industrie haben, wie wir gesehen haben, eine rasche Entwicklung gehabt. Alles in Allem spielt sie aber noch immer eine viel kleinere Rolle als in den europäischen Ländern. Bei der letzten Volkszählung vom Jahre 1911 wurden in ganz Indien bloß 7113 Fabriken, d. h. Betriebe, die wenigstens 20 Personen beschäftigen, gezählt, diese beschäftigten im Ganzen 2 100 000 Personen. Von diesen wurden 810 000 in Plantagen beschäftigt, 558 000 in der Textilindustrie, 224 000 in Kohlenbergwerken und Goldminen, 125 000 in Eisenbahnwerkstätten und dergleichen, 74 000 in der Nahrungsmittelindustrie, 71 000 in der Metallindustrie, 49 000 in der Glas- und Tonwarenindustrie, 49 000 in der chemischen Industrie, während 45 000 mit der Herstellung von Luxuswaren beschäftigt waren. Die Zahlen sind somit durchgehends klein, und es kann keinem

Zweifel unterliegen, daß hier noch sehr viel geschehen kann. Indien hat sich eben noch nicht aus dem Stadium der Klein- und Hausindustrie zu dem der Großindustrie entwickelt.

Die Fabriken sind einer Inspektion unterstellt, und die Arbeitszeit ist gesetzlich eingeschränkt, auf 12 Stunden für Männer, 11 für Frauen und 6 für Kinder, einschließlich der Eß- und Ruhestunden.

In den Kasten der Schmiede und Goldschmiede, der Metallarbeiter, der Schuhmacher und Lederarbeiter, der Spinner, Weber, Schneider, Teppichweber, Sticker usw. ruhen die Keime mancher Industriezweige. Die ererbte Geschicklichkeit dieser Handwerker ist groß und zeugt oft von sicherem und feinem Geschmack. Schon der gewöhnliche Töpfer in den Dörfern, der auf seinem Rade das gebräuchliche Küchengeschirr herstellt, macht oft überraschend hübsche Sachen. Die Tischler, Drechsler und Holzschneider haben oft ihr Handwerk mit großer Kunst entwickelt. Die Elfenbeinschnitzerei von Delhi, die indischen Metallarbeiten und Lackarbeiten sind mit Recht auch in Europa berühmt. Auch die Lederarbeiter verstehen es oft, äußerst schöne Sachen herzustellen, und die Fabrikation von Schuhen und Sattlerwaren hat sich zu einer bedeutenden Industrie zu entwickeln angefangen.

Große Aufmerksamkeit bei allen, die Indien kennen, hat immer die Geschicklichkeit der Inder in allerlei Textilarbeiten erregen müssen. Gewebte Kleiderstoffe in verschiedenen Farben und Mustern, die feinen Musseline und die gedruckten Kattune zeugen alle von altererbter Kunstfertigkeit. Die indischen Schals und Teppiche sowie die Filzdecken sind überall beliebt. Dasselbe ist der Fall mit den wunderbaren Stickereien in Gold und Seide, die namentlich im nördlichen und norwestlichen Indien heimisch sind, mit den wachsbemalten Stoffen von der Nordwestgrenze usw. Hie und da können wir auch beobachten, wie sich aus solchen Anfängen eine wichtige Industrie entwickelt. So hat die Teppichweberei in Nordindien stark zugenommen und wird zum Teil fabrikmäßig betrieben. Das ist eine Folge des Aufsehens, das

die indischen Teppiche auf der Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 erregten. Es wurden von Europa aus große Bestellungen gemacht mit Angabe der gewünschten Muster. Der Preis, den die europäischen Geschäftsleute offerierten, war aber zu niedrig, und die Folge war, daß oft nicht mehr Sachen ersten Ranges geliefert wurden. Trotzdem werden auch heute viele gute indische Teppiche in Europa und Amerika verkauft.

Die verschiedenen Erzeugnisse des indischen Handwerks zeigen überhaupt, daß hier die besten Bedingungen für die Entwicklung einer bedeutenden Kunstindustrie vorhanden sind. Es fehlt aber an Organisation und an Kapital, und sehr viel bleibt noch zu tun.

Daß die industriellen Möglichkeiten Indiens noch lange nicht ausgenutzt werden, liegt natürlich auch daran, daß die Geldfrage Schwierigkeiten bereitet. Eine planmäßige Industriepolitik würde da sehr viel leisten können. Der indische Industrielle Tata und andere haben ja auch gezeigt, daß die Großindustrie in Indien lohnen kann. Aber wenn die indische Industrie bis jetzt keine größeren Fortschritte gemacht hat, so ist das sicherlich zum Teil auch eine Folge des Verhältnisses, in welchem Indien zu England steht. Die Interessen der indischen und der britischen Industrie fallen nicht immer zusammen. Die englischen Beamten in Indien bemühen sich wohl, so weit es in ihrer Macht steht, in erster Linie die indischen Interessen zu berücksichtigen. Die historische Tatsache aber, daß Indien erobert worden ist und noch heute gehalten wird, weil damit den Interessen des britischen Reiches gedient ist, hat immer, bewußt oder unbewußt, die Haltung Englands Indien gegenüber bestimmt. Und endlich versteht man in einem alten Industrielande wie England kaum mehr, mit welchen Schwierigkeiten eine anfangende Industrie zu kämpfen hat, und wie sie oft des Schutzes bedarf, zumal, da dieser Schutz in erster Linie gegen die englische Konkurrenz gewährt werden müßte.

HANDEL.

Wenn man sich die indische Bevölkerungsstatistik ansieht, wird es sofort auffallen, in welchem Grade das Volk ein ackerbauendes ist, und welche kleine Rolle das Geschäftsleben zu spielen scheint. Bloß etwa 6% der gesamten Bevölkerung finden ihren Unterhalt durch Handel, und mehr als die Hälfte von diesen sind ganz kleine Geschäftsleute, welche Lebensmittel verkaufen. Und doch ist es gerade der indische Großhandel und der Warenaustausch mit fremden Ländern, der unter der englischen Herrschaft die gewaltigsten Fortschritte gemacht hat.

Charakteristisch ist für den indischen Handel in erster Linie, daß die Ausfuhr bedeutend größer ist als die Einfuhr. Von dem gesamten Warenaustausch beträgt die letztere bloß etwa 38 bis 40%. Die natürliche Folge ist, daß der Unterschied in Geld ausgeglichen werden muß und daß folglich von Jahr zu Jahr Edelmetalle in bedeutenden Mengen ins Land kommen. Im Jahre 1911—12 wurden z. B. Edelmetalle für mehr als 700 Millionen Mark nach Indien gebracht, während nicht einmal für 140 Millionen ausgeführt wurden.

Schon früh hören wir von diesem Strome von Gold und Silber, der nach Indien geht. Plinius schätzte ihn, wie wir gesehen haben, auf 55 Millionen Sestertien, und schon damals sah man in diesem Verhältnis eine Gefahr für Europa. Später trug die Furcht vor diesem stetigen Goldabfluß dazu bei, daß die spanischen Könige in den Zeiten, da sie die früheren portugiesischen Besitzungen in Indien verwalteten, den indischen Handel etwas vernachlässigten. Auch der alten englischen Handelsgesellschaft warf man es gelegentlich vor, daß ihr Handel das Heimatland verarmen lasse.

Man fragt sich nun unwillkürlich, wo all das Gold und Silber bleibt, und wie es kommt, daß die indische Bevölkerung durchgehends so arm ist. Andererseits haben wir schon gesehen, daß die Hauptmasse der aus Indien ausgeführten Waren gerade von den Kleinbauern, dem zahlreichsten Element der indischen Be-

völkerung, herrührt. Der Ueberschuß der Ausfuhr müßte also eigentlich ihnen am meisten zugute kommen. Die Wirklichkeit sieht aber ganz anders aus, und die Erklärung dafür ist nicht allzuschwer zu finden.

Die indische Handelsbilanz, wie wir sie aus der öffentlichen Statistik kennen, bezieht sich auf die Waren, die ein- und ausgeführt werden, und wir erfahren nicht, was der Urproduzent, d. h. in den meisten Fällen der kleine Bauer, für seine Waren bekommt, oder was der Einzelne schließlich für die importierten Waren zu zahlen hat.

Betrachten wir z. B. die bedeutendsten Ausfuhrartikel, Rohbaumwolle und Reis, so sind die Produzenten ganz überwiegend die kleinen Bauern, welche ihre Ernte an den ortsansässigen Händler verkaufen. Dieser ist nun gleichzeitig der Geldverleiher des Dorfes und gewöhnlich ist der Bauer schon lange in seiner Schuld. Viel kriegt er deshalb nicht für seine Waren. Diese gehen sodann von Hand zu Hand, bis sie in den Ausfuhrhafen gelangen. Im Jahre 1911 war z. B. der Engrospreis für ausgeführten Reis nicht ganz 12 Pfennig pro kg. Wie viel davon der Urproduzent erhält, läßt sich nicht berechnen. Sicher ist es aber ein ganz kleiner Teil. Die importierten Waren gehen den umgekehrten Weg, und ehe die zahlreichen europäischen Importartikel an den indischen Konsumenten gelangen, ist der Preis oft sehr bedeutend gestiegen.

Für den Urproduzenten und den indischen Käufer eingeführter Waren spielt somit der Unterschied zwischen Export und Import nicht dieselbe Rolle wie in der offiziellen Handelsbilanz. Ein sehr wesentlicher Teil des Ueberschusses, der auf die Ausfuhr fällt, bleibt als Verdienst in den Taschen der vielen Zwischenhändler, von den großen, oft europäischen Export- und Importhäusern in den Hafenstädten bis zum Kaufmann und Geldverleiher des Dorfes. Obgleich somit die große Masse der Bevölkerung heutzutage von dem großen Weltverkehr berührt wird und infolgedessen auch an dem Gewinn aus dem internationalen Handel einen gewissen Anteil haben muß, so läßt sich doch

verstehen, daß ihre ökonomische Lage sich noch immer nicht wesentlich gebessert hat.

Ja gerade der Umstand, daß die Ausfuhr so viel bedeutender ist als die Einfuhr, ist, recht besehen, eine natürliche Folge der durchgehenden Armut der Inder. Verschuldet, wie die Kleinbauern meist sind, bleibt ihnen nichts übrig, als so viel wie möglich von ihrer Ernte an den Geldverleiher abzugeben zu dem Preise, den dieser vorschreibt. Dann bleibt ihnen aber gewöhnlich wenig übrig, um Dinge zu kaufen, welche bloß der Behaglichkeit und Bequemlichkeit dienen. Von Luxus und Komfort kann daher kaum die Rede sein. Die notwendigsten Sachen aber werden von den heimischen Handwerkern hergestellt und brauchen nicht erst von auswärts eingeführt zu werden. Wären die Leute reicher, so würden sie viel mehr kaufen können und sie würden es sicher auch tun.

Daß andererseits an dem indischen Handel sehr viel Geld zu verdienen ist und auch verdient wird, liegt auf der Hand. Neben der großen Armut gibt es auch große Reichtümer. Natürlich fließt ein großer Teil dieses Gewinnes den großen europäischen Handelshäusern, welche in Indien Geschäfte treiben, zu. Es gibt aber auch viele indische Geschäftsleute von großer Tüchtigkeit und Energie.

In jeder Provinz finden wir besondere Handelskasten, und einige von diesen, wie z. B. die Marwaris aus Radschputana, spielen im ganzen Lande eine bedeutende Rolle. Eine hervorragende Stelle unter den indischen Geschäftsleuten nehmen die Parsis ein, die Nachkommen jener Perser, welche im Anfang des achten Jahrhunderts aus Persien landflüchtig wurden, weil die Muhammedaner ihre Religion ausrotteten. Durch ihre große Geschicklichkeit haben sie sich im indischen Geschäftsleben eine hervorragende Stellung erworben, und man findet sie überall als Inhaber leitender indischer Handelshäuser.

Schon in den ältesten Rechtsbüchern werden eingehende Bestimmungen über das Geschäftsleben gegeben, und in der alten Literatur lesen wir von indischen Kaufleuten, die das Land

kreuz und quer durchzogen und auch in die Fremde gingen. In letzterem Falle waren sie auch als Pioniere der indischen Kultur tätig. In Zentralasien scheinen z. B. gerade indische Geschäftsleute die Vorläufer der reichen indischen Zivilisation gewesen zu sein, welche sich allmählich über das ganze Land verbreitete.

Die Hauptsache blieb natürlich der Handel in Indien selbst. Wir haben schon gesehen, daß die Verhältnisse in Indien ursprünglich der Entwicklung des Handels im Inneren recht große Schwierigkeiten bereiteten. Die Wege waren schlecht und auch nicht genügend an Zahl, zudem trieben überall Räuber ihr Handwerk und machten jeden Verkehr schwierig. Erst die größere Ruhe und Sicherheit im Inneren und die Entwicklung der Verkehrsmittel unter der englischen Herrschaft haben es möglich gemacht, auch die entlegensten Gegenden in das moderne Geschäftsleben hereinzuziehen. Erst dadurch wurden die Bedingungen für die kolossale Entwicklung des indischen Handels im Laufe der letzten sechzig Jahre geschaffen. Und diese Entwicklung war möglich, obgleich die Kaufleute in anderer Beziehung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Bis zur Eröffnung des Suezkanals im Jahre 1869 mußten alle Waren auf dem langen Weg um die Südspitze Afrikas herum verschickt werden. Die Folge war, daß einerseits die Frachtsätze sehr hoch blieben und daß andererseits solche Waren von der Ausfuhr ausgeschlossen waren, welche einen langen Transport nicht vertrugen. Und das trifft vor allem für die Roherzeugnisse der Landwirtschaft zu, welche heutzutage die Hauptmasse der Ausfuhr bilden.

Auch nach 1869 ist die Frachtenfrage vielfach schwierig geblieben. Die ausgeführten Waren brauchen verhältnismäßig große Laderäume, die Reeder müssen daher immer damit rechnen, daß die Dampfer für die Fahrt nach Indien keine volle Ladung erhalten.

Weiter ist der indische Handel sehr fluktuierend. So betrug die Weizenausfuhr im Jahre 1900—01 2½ Millionen kg, 1904—05

dagegen 2150 Millionen, 1908—9 wiederum bloß 100 Millionen, um in dem darauffolgenden Jahr auf 1000 zu steigen. Wenn der Monsun sich verspätet oder in einzelnen Gegenden Mangel oder Hungersnot eintritt, wird weniger exportiert. Auch große Seuchen, wie Pest und Cholera, die in Indien nicht selten vorkommen, können auf den Verkehr störend einwirken.

Auch das indische Zoll- und Steuersystem muß, vom Standpunkte der Kaufleute aus gesehen, als ein Hindernis betrachtet werden.

Einfuhrzölle sind in Indien nicht immer erhoben worden. Wenn die finanzielle Lage schlecht war, wurden sie gewöhnlich in irgend einer Form eingefordert, und in guten Zeiten wieder abgeschafft. Sie sind im wesentlichen fiskalischer Natur und nicht bestimmt, die einheimische Produktion gegen fremde Konkurrenz zu schützen. Vor dem Militäraufstande im Jahre 1857 betrugen sie meistens 5% des Wertes der eingeführten Waren. Im Jahre 1859—60 wurden sie sodann mit 10% erhoben, um 1864 auf 7½% und 1875 weiter auf 5% herabgesetzt zu werden. Auf eine Beschwerde der Lancashire Baumwollspinner, daß dieser Zoll als Schutzzoll für die einheimische Baumwollindustrie wirke, wurde im Jahre 1878 jeder Zoll auf Baumwollwaren abgeschafft. Gleichzeitig wurde der Grundsatz statuiert, daß keine Zölle erhoben werden dürften, welche als Schutzzölle für die indische Industrie wirkten. Die indischen und die englischen Interessen kollidierten hier, und die indischen mußten weichen. Nur für feinere Baumwollwaren, in welchen die indische Industrie so wie so nicht konkurrieren konnte, wurden die Einfuhrzölle beibehalten.

Im Jahre 1882 wurden sodann alle Einfuhrzölle abgeschafft, 1894 aber wieder in einer Höhe von 5% vom Werte eingeführt. Davon gibt es aber mehrere Ausnahmen. So sind Rohbaumwolle und Baumwollgarn zollfrei, während auf Baumwollwaren ein Zoll von 3½% erhoben wird. Damit dieser aber nicht als Schutzzoll wirken kann, werden, wie wir schon gesehen haben, indische Waren derselben Art mit einer entsprechenden Produktionssteuer belastet.

Weiter gibt es für gewisse Waren besondere Zollsätze, z. B. von 1% für die meisten Eisen- und Stahlwaren, verschiedene Sätze für Zucker von solchen Ländern, welche den Produzenten Ausfuhrprämien zahlen usw. Und endlich dürfen manche Waren zollfrei eingeführt werden, so die meisten Nahrungsmittel, Maschinen, Eisenbahnmaterial, Kohlen usw.

Auch das indische Münzwesen hat dem Handel bedeutende Schwierigkeiten bereitet, und schon die alte Handelsgesellschaft hatte im Jahre 1835 versucht, hier Ordnung zu schaffen. Die Münzeinheit war die Silberrupie. Daneben wurden auch Goldmünzen im Werte von 15 Rupien geschlagen, galten aber nicht als gesetzliches Zahlungsmittel.

Im Jahre 1873 begann nun der Wert des Silbers im Verhältnis zum Gold zu sinken, und dadurch entstanden der Geschäftswelt große Schwierigkeiten. Die Zahlungen in Europa mußten in Gold erfolgen, während man für Zahlungen in Indien infolge der Silberentwertung immer mehr Silberrupien brauchte. Die europäischen Geschäftsleute bekamen wiederum für ihr Gold viel mehr Silberrupien als früher. Und da sie das Recht hatten, Silber einzukaufen und in Indien ausmünzen zu lassen, konnten sie aus der Entwertung des Silbers Vorteil ziehen.

Bis zum Jahre 1871 hatte die Rupie gewöhnlich den Wert von etwa zwei Reichsmark. Seitdem sank ihr Wert immer mehr und betrug im Jahre 1895 nur ungefähr 1.10 Mark. Dies mußte namentlich für den Schuldendienst und die Garantieverpflichtungen des indischen Staates schwerwiegende Nachteile mit sich bringen. Man versuchte daher, den relativen Wert des Silbers und des Goldes durch internationale Verabredungen festzulegen. Das gelang aber nicht, und es blieb bloß übrig, auf irgend eine Weise zur Goldwährung überzugehen.

Im Jahre 1893 wurden die indischen Münzen geschlossen und im Jahre 1899 wurde der englische Sovereign als gleichwertig mit 15 Rupien zum gesetzlichen Zahlungsmittel gemacht. Auch die Rupie gilt noch immer als solches, ist aber nunmehr bloß als der fünfzehnte Teil eines Pfundes anzusehen. Ihr Wert ist

somit 1 shilling 4 pence (M. 1.35), und da eine Rupie in 16 Anna eingeteilt wird, entspricht ein Anna genau einem englischen Penny.

Goldmünzen werden in Indien nicht geschlagen und werden auch nicht viel gebraucht. Die Regierung hat auch keine Verpflichtung übernommen, Rupien gegen Gold einzulösen. In der Praxis geschieht das aber immer, wenn es verlangt wird. In den geschäftlich toten Perioden des Jahres wird vielfach Gold verlangt, während es in den regen Geschäftsmonaten wieder gegen Silber ausgetauscht wird. Es ist denn natürlich für die indische Regierung von großer Wichtigkeit, eine genügende Goldreserve vorrätig zu haben.

Zu diesem Zwecke wurde ein Goldreservefonds geschaffen, der durch den Gewinn an der Ausmünzung des Silbers entstanden ist. Auf diesen kann die Regierung zurückgreifen, wenn die Münzreserve nicht genug Gold enthält. Diese Goldreserve ist allmählich stark gestiegen und betrug am 31. März 1910 z. B. $18^3/_4$ Millionen Pfund Sterling, von denen mehr als dreizehn in britischen Staatspapieren angelegt waren, während drei in London in Bereitschaft gehalten wurden und für den Rest Silber für die indische Münze aufgekauft wurde.

Gegen diese Unterbringung der Goldreserve in England ist von den Indern und auch von englischen Beamten in Indien vielfach Einspruch erhoben worden. Und namentlich dagegen ist Widerspruch laut geworden, daß das Geld bisweilen gegen niedrige Zinsen an englische Geschäftsleute verliehen wird, während Geld in Indien immer teuer ist.

Da die indische Ausfuhr die Einfuhr übersteigt, muß viel Geld von den Geschäftsleuten nach Indien geschickt werden. Das geschieht gewöhnlich auf die Weise, daß sie im Londoner Regierungsamt Wechsel auf Indien kaufen, welche nach Indien geschickt und an den indischen Schatzkammern honoriert werden. Der britische Staatssekretär benutzt seinerseits das Gold, das die im indischen Handel interessierten Bankfirmen für seine Tratten zahlen, um Indiens Verpflichtungen in Europa zu erfüllen.

Auf diese Weise sind recht günstige Bankverhältnisse geschaffen worden und die Währungsfrage macht nicht mehr dieselbe Schwierigkeit wie in früheren Zeiten. Der überseeische Handel Indiens hat denn auch in den letzten Jahren stark zugenommen. Sein Wert, der im Jahre 1900—01 3000 Millionen Reichsmark betrug, war zehn Jahre später auf 4700 gestiegen.

Dieser kolossale Verkehr konzentriert sich auf einige wenige indische Städte. Die indische Küste ist sehr arm an guten Häfen, und an der Westküste hört während der Monsunstürme jede Küstenschiffahrt auf. Sonst besteht ein recht bedeutender Küstenverkehr, namentlich zwischen den Häfen und Stapelplätzen an der Westküste und zwischen Bengalen und Birma im Osten. Eine Menge Getreide wird auf diese Weise von der einen Gegend nach der anderen gebracht, aber auch andere Waren, wie Petroleum, Kohlen, Salz, Baumwolle, Zimmet usw.

Alles dies kommt für den überseeischen Handel wenig in Betracht. Die großen Ozeandampfer laden und löschen bloß in den großen Hafenstädten, während die weitere Verteilung der eingeführten Waren sowie die Zufuhr zu den Hafenplätzen durch die Eisenbahn und die Flußschiffahrt erfolgen.

Der wichtigste indische Hafen ist Kalkutta, das natürliche Handelszentrum für das ganze nordöstliche Indien. Dem Werte nach berechnet gingen im Jahre 1909—10 ungefähr 38% des gesamten überseeischen Handels Indiens über Kalkutta. Die wichtigsten Ausfuhrwaren sind hier Jute und Jutewaren, Kohlen, Reis, Opium, Oelsamen, Tee, Häute, Getreide und g h i, während Baumwollwaren, Säcke, Salz, Reis, Petroleum und Metalle eingeführt und über das Land verteilt werden. Vor allem ist Kalkutta der Mittelpunkt des Jutehandels, und sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt liegen viele Jutespinnereien auf beiden Seiten des Flusses. Der Hafen selbst ist durch große Kaianlagen verbessert worden, und selbst die größten Dampfer können jetzt die Hughli hinauf bis zur Stadt fahren.

Nach Kalkutta kommt Bombay mit etwa 31% des Gesamtverkehrs. Ueber Bombay geht der Warenumtausch der

Bombayer Präsidentschaft und der Distrikte von Radschputana, Zentralindien, den Zentralprovinzen und Berar, den Vereinigten Provinzen, und Haiderabad. Bombay ist das Zentrum des Baumwollhandels, auf ihn entfällt ungefähr die Hälfte des dortigen Handelsverkehrs. Dazu kommen für die Ausfuhr Oelsamen, Opium, Weizen und anderes Getreide, für die Einfuhr Metalle und Zucker.

Ganz oben gegen Belutschistan liegt ein anderer Hafen, der sich in späterer Zeit stark entwickelt und ein gut Teil des Verkehrs von Bombay abgelenkt hat, nämlich Karatschi im äußersten Norden des Indusdeltas. Schon jetzt gehen etwa 15% von Indiens überseeischem Handel über Karatschi und namentlich hat die Stadt einen wesentlichen Teil des Warenverkehrs von und nach Sind und dem Pandschab an sich gezogen. Die Ausfuhrartikel sind denn auch wesentlich solche, welche in diesen Provinzen produziert werden, in erster Linie Weizen und rohe Baumwolle, während Baumwollwaren, Metalle und Zucker die wichtigsten Artikel der Einfuhr sind.

Viel weniger Bedeutung haben die Häfen der Madraser Präsidentschaft, welche durchgehends für die Schiffahrt weniger geeignet sind. Es handelt sich eigentlich bloß um Reeden und nicht um wirkliche Häfen. Als Hinterland kommen hier im wesentlichen nur die Madraser Präsidentschaft und bloß zum Teil die südindischen Staaten Maisur und Haiderabad, in Betracht. Rohbaumwolle, Häute, Leder, Reis, Erdnüsse und Spezereiwaren sind die wichtigsten Ausfuhrwaren, in der Einfuhr spielen europäische Baumwollwaren die Hauptrolle. Die verschiedenen südindischen Häfen, von denen Madras der wichtigste ist, haben nicht mehr als 9 bis 10% des indischen Warenverkehrs an sich gezogen.

Der bedeutendste Hafen für Birma ist Rangun, und da Birma die wichtigste Provinz für die Reisproduktion ist, hat Rangun für die indische Ausfuhr eine große Bedeutung. Neben Reis werden auch Tiekholz, Häute, Petroleum, Katschu und Kautschuk in bedeutenden Mengen ausgeführt, während Baum-

woll- und Seidenwaren, Metalle, gesalzene Fische, geistige Getränke und Zucker die wichtigsten Waren sind, die von Rangun nach dem Inneren verteilt werden.

Auch diese Uebersicht über die indischen Häfen und ihren Handel zeigt, daß die indische Ausfuhr im wesentlichen Roherzeugnisse der Landwirtschaft umfaßt, während europäische Industrieprodukte in großer Ausdehnung eingeführt werden.

Die Alten berichten, daß Indien Spezereiwaren, Edelsteine, Musseline und andere Baumwollwaren ausführte. In späteren Zeiten kamen noch Seide, Elfenbein, Indigo und andere Farbstoffe hinzu. Heute ist das Verhältnis ganz anders, und der allergrößte Teil der ausgeführten Waren wird von den indischen Kleinbauern, die die Hauptmasse der Bevölkerung bilden, geliefert. Dadurch hat der Handel eine vitale Bedeutung für Indien, ja für den einzelnen Inder gewonnen. Es ist heutzutage wirklich der Ueberschuß der indischen Produktion, welcher exportiert wird, und vom Standpunkte der fremden Geschäftswelt aus betrachtet, ist es jetzt in ganz anderem Maße möglich, die natürlichen Hilfsquellen des Landes auszunutzen, als das früher der Fall war. Wir haben schon gesehen, daß diese Umgestaltung des indischen Handels als Ergebnis der Entwicklung der Verkehrsmittel zwischen den verschiedenen Teilen Indiens und zwischen Indien und Europa anzusehen ist, welche das Land der englischen Herrschaft verdankt.

Die allerwichtigste Ausfuhrware ist noch immer Rohbaumwolle. Wir haben schon gesehen, daß die Qualität der indischen Baumwolle zurückgegangen ist, wodurch die Nachfrage etwas nachgelassen hat. Immerhin ist die Ausfuhr noch heute sehr bedeutend. Indiens wichtigster Kunde ist hier Japan, dessen Baumwollindustrie wesentlich mit indischer Baumwolle arbeitet. Dann folgt Deutschland und weiter Belgien, Italien und Oesterreich-Ungarn.

Nach roher Baumwolle folgt, wonn wir den Wert der ausgeführten Waren in Betracht ziehen, Reis, für den die wichtigsten Konsumenten der Reihe nach Ceylon, Deutschland, die Straits

Settlements und Holland sind; weiter Oelsamen, die in den Seife- und Lichtfabriken Europas Verwendung finden; Jute, wovon etwa vier Fünftel nach England, Deutschland und Frankreich gehen, Jutewaren, welche namentlich in Großbritannien, den britischen Kolonien und Amerika Käufer finden, und endlich Weizen, der ganz überwiegend nach Großbritannien geht.

Diese wichtigsten Ausfuhrartikel sind alle auf das engste mit der Landwirtschaft verknüpft. Dasselbe gilt für die nächst wichtigste Ausfuhrware, für Häute und Felle von Rindern, Büffeln, Schafen und Ziegen. Diese werden meist im rohen Zustande ausgeführt. Es gibt aber auch, namentlich im Süden, mehrere Gerbereien und auch einige Leder- und Schuhfabriken. Die ungegerbten Rindshäute gehen zum großen Teil nach Deutschland, während die Vereinigten Staaten der wichtigste Abnehmer von Schaf- und Ziegenfellen sind.

Eine eigentümliche Stellung unter den indischen Ausfuhrwaren nimmt das Opium ein. Der Mohn wird teilweise in den einheimischen Staaten, in Radschputana und Zentralindien, gebaut, die Hauptmasse aber kommt von Bihar und denjenigen Distrikten der Vereinigten Provinzen, welche nördlich vom Ganges liegen. Der Bau wird hier von der Regierung betrieben und die Pflanzer müssen den ganzen Ertrag an die dafür angestellten Beamten abgeben. Das Opium wird fabrikmäßig zubereitet, und das meiste wird in Kisten, deren jede 140 englische Pfund enthält, verpackt. Später werden diese Kisten in Kalkutta versteigert, und sodann von den Großkaufleuten exportiert, namentlich nach China. Der Rest wird in Indien selbst verbraucht, namentlich in der Form von Pillen. Das Opium aus den einheimischen Staaten wird auch in großer Ausdehnung ausgeführt, und dafür werden Zölle an den indischen Staat bezahlt. Neben den Abgaben von dem in Indien verbrauchten Opium und dem Gewinn aus dem Verkauf von Opiumkisten in Kalkutta, bilden diese Zölle eine bedeutende Einnahmequelle für den indischen Staat, welche sich vor wenigen Jahren auf etwa 100 Millionen Reichsmark belief.

Diese Einnahmequelle wird aber jetzt bald ganz versiegen. Im Jahre 1907 erließ der Kaiser von China eine Proklamation, wonach die Produktion und Konsumtion von Opium in China nach und nach aufhören sollte. Im Jahre 1911 verpflichtete sich nun die indische Regierung, die Ausfuhr von Opium sukzessive einzuschränken, so daß die Produktion in China und gleichzeitig die Einfuhr aus Indien im Jahre 1917 aufhören sollten.

Von den übrigen Ausfuhrwaren spielen eigentlich bloß Tee, Baumwollwaren und einige Getreidearten, namentlich Hirse und Hülsenfrüchte eine Rolle. Die übrigen haben einen geringeren Wert, obgleich sie alle für die indische Handelsbilanz von Bedeutung sind.

Wenn wir uns nun zur Einfuhr wenden, so muß bemerkt werden, daß ein wesentlicher Teil der eingeführten Waren nicht für die Inder selbst, sondern für die Europäer in Indien bestimmt ist. Die Liste umfaßt eine große Reihe von verschiedenen Waren, die aber meistens in verhältnismäßig unbedeutenden Mengen importiert werden. Baumwollwaren allein repräsentieren ungefähr ein Drittel der Gesamteinfuhr, und von diesen kommen mehr als neun Zehntel von Großbritannien und Irland. Das britische Reich liefert auch die Hauptmasse der meisten anderen wichtigen Einfuhrartikel. Die wichtigsten unter diesen sind Eisen, Stahl, Kupfer und andere Metalle, Eisenbahnmaterial, Maschinen, Eisenwaren, wollene Sachen usw. Auch Zucker ist ein wichtiger Artikel der Einfuhr. Hier aber sind Java und Mauritius die wichtigsten Quellen.

Es würde uns zu weit führen, noch näher auf die Einzelheiten des indischen Warenaustausches einzugehen. Die Natur des ganzen Verhältnisses springt aber in die Augen. Die Roherzeugnisse des indischen Bodens bilden vorläufig die Hauptmasse der Ausfuhr, und die Erzeugnisse der Industrie fangen erst allmählich an, die Handelsbilanz zu modifizieren, obgleich hier große Möglichkeiten für eine reiche Entwicklung vorhanden sind. Die Einfuhr andererseits besteht wesentlich aus europäischen Industrieprodukten.

Vom indischen Standpunkte aus müßte es als erwünscht erscheinen, die europäischen Industrieprodukte immer mehr durch indische zu ersetzen, und namentlich die Baumwollindustrie so zu entwickeln, daß die große Einfuhr aus England beschränkt werden könnte. Die englischen Interessen bewegen sich aber hier in anderer Richtung.

Wenn wir den auswärtigen Handel Indiens als Ganzes vom europäischen Standpunkte aus betrachten und namentlich unsere Aufmerksamkeit auf das Verhältnis zwischen Einfuhr und Ausfuhr richten, so wird es klar, daß für uns Indiens Bedeutung im Weltverkehr nicht so sehr darin zu suchen ist, daß es ein Absatzgebiet für europäische Industrieprodukte ist, als vielmehr in der Tatsache, daß es Nahrungsmittel und Rohstoffe liefert, die wir in Europa brauchen.

Von allen europäischen Ländern, deren indischer Handel bedeutend ist, macht hierin das britische Reich eine Ausnahme. Das ist von um so größerer Bedeutung, weil ungefähr 40% des gesamten indischen Warenaustausches auf Großbritannien und Irland kommen, während 60% der Schiffe, welche auf Indien fahren, britisch sind und drei Viertel des indischen Handels unter der britischen Flagge vor sich geht. Die britische Einfuhr aus Indien ist allerdings sehr bedeutend und umfaßt wichtige Artikel, die England notwendig braucht, wie Getreide, Tee und Rohmaterialien für die Industrie. Namentlich ist ja Indien heute eine der wichtigsten Kornkammern des britischen Reiches. Im Jahre 1909—10 hatte die englische Einfuhr aus Indien denn auch die hohe Summe von fast 650 Millionen Reichsmark erreicht. Noch bedeutender aber ist die englische Ausfuhr nach Indien, welche in demselben Jahre 975 Millionen überstieg. Für die englische Industrie spielt somit der indische Markt eine wirklich bedeutende Rolle, und namentlich würde es für die Baumwollspinner recht empfindlich sein, wenn sie dies Absatzgebiet verlieren sollten. Dorthin gehen ungefähr 25% ihrer gesamten Ausfuhr.

Sonst werden wir gewöhnlich finden, daß die europäischen

Länder viel mehr aus Indien einführen, als sie nach Indien verschicken. Das gilt namentlich auch von Deutschland, das bis jetzt an zweiter Stelle unter den Ländern, die mit Indien Geschäfte treiben, stand. Aber man kann eigentlich erst seit den neunziger Jahren von einer größeren Entwicklung des deutschen Handels mit Indien reden. Diese war eine unmittelbare Folge der direkten Dampferlinien, denn früher ging ein wesentlicher Teil von Deutschlands Handel mit Indien durch England. Der Anteil Deutschlands an Indiens überseeischem Handel betrug bis jetzt ungefähr 8% des Ganzen. Der Wert der deutschen Ausfuhr war im Jahre 1909—10 etwa 55 Millionen Mark, und der der Einfuhr ungefähr 240 Millionen.

Mit seiner Ausfuhr nach Indien ist Deutschland selbstverständlich hinter England weit zurückgeblieben. Der englische Handel auf Indien war ja schon längst fest etabliert, ehe die deutsche Konkurrenz ernstlich anfing. Und weiter ist ja ein bedeutender Teil der Einfuhr für die Europäer in Indien bestimmt und diese sind ganz überwiegend Engländer. Bei der letzten Volkszählung vom Jahre 1911 wurden 131 968 Europäer in Indien gezählt, und von diesen waren 122 919 in Großbritannien und Irland geboren und bloß 1860 in Deutschland. Die Deutschen sind ferner dadurch im Nachteil, daß sie nicht in derselben Ausdehnung Handelsagenten ausschicken können als die Engländer. Die deutsche Industrie muß somit durch bessere Methoden Waren herstellen, die den englischen überlegen und dabei billiger sind. Sonst werden die meisten Europäer in Indien englische Waren vorziehen. Auf diese Weise ist auch Einiges erreicht worden. So haben z. B. die deutschen Musikinstrumente in großer Ausdehnung die englischen verdrängt, weil sie so konstruiert sind, daß sie dem indischen Klima standhalten, und dabei billig sind.

Die Waren andererseits, welche zum Verkauf unter den Indern bestimmt sind, müssen außerordentlich billig sein, sonst können die Inder sie nicht kaufen. Eine große Menge solcher Waren wird in Deutschland hergestellt und auch in recht

großem Umfange in Indien verkauft. Jeder einzelne Artikel hatte an und für sich wenig Bedeutung, mit der Zeit würde sich aber die Ausfuhr wohl vermehrt haben.

Beim Ausbruch des Krieges beeilten sich die Japaner, möglichst viel von der deutschen Einfuhr für sich zu sichern. Andererseits hat man Ausstellungen veranstaltet, die zeigen sollen, wie die deutschen Waren durch indische ersetzt werden können. Das Resultat scheint zu sein, daß die indischen Waren die Konkurrenz der deutschen wohl, was die Qualität, nicht aber, was die Preise anbelangt, aushalten können. Vorläufig ist es somit nicht gelungen, Mittel zu finden, um in Zukunft die deutschen Waren vom indischen Markte fernzuhalten.

Die deutsche Einfuhr aus Indien andererseits bestand im wesentlichen aus Rohbaumwolle, Rohjute, Reis, Häuten und Fellen und Oelsamen, also aus solchen Waren, die Indien in so großer Menge hervorbringt, daß reichlich für die Ausfuhr übrig bleibt.

Unter den übrigen Staaten, welche an dem indischen Handel beteiligt sind, sind die wichtigsten China, die Vereinigten Staaten, Japan, dessen Warenaustausch mit Indien fünfmal so groß ist wie um die Jahrhundertwende, und weiter Belgien, Frankreich, Java und Oesterreich-Ungarn.

Neben dem überseeischen Handel spielt der Verkehr mit den Nachbarreichen überland eine untergeordnete Rolle. Karawanen mit Handelswaren gehen aber noch immer nach Afghanistan, Persien, Zentralasien, China und auch nach Tibet. Die Schwierigkeiten sind oft bedeutend. Sie scheinen aber nicht abschreckend zu wirken, und unter besonderen Bedingungen, z. B. als der Krieg zwischen Rußland und Japan die Erinnerung an die unsicheren Verhältnisse geschwundener Jahrhunderte wach rief, kann man beobachten, wie die alten Handelsstraßen wieder eine Zeitlang zu Ehren gelangten.

Daß der überseeische Handel für Indien die größte Bedeutung hat, ist in der Hauptsache wiederum eine Folge der britischen Herrschaft. Namentlich die Verbesserung des Verkehrswesens

und die sicherere und bessere Verbindung mit Europa haben die große Entwicklung dieses Verkehrs erst möglich gemacht. Die Sicherung der Ruhe im Inneren, die Ordnung des Münzwesens, die Bewässerungsanlagen und andere Veranstaltungen zum Besten der Landwirtschaft, die Einrichtung eines geordneten Forstwesens und andere Einrichtungen, welche Indien der englischen Herrschaft verdankt, haben dazu beigetragen, den wichtigsten Erwerbszweig Indiens in den Stand zu setzen, den Ueberschuß seiner Produktion unter günstigen Bedingungen abzusetzen. Der auswärtige Handel hat wie gesagt vitale Bedeutung gewonnen.

Es kann somit nicht bezweifelt werden, daß die Lage Indiens unter der englischen Herrschaft in mehr als einer Beziehung eine bessere geworden ist. Obgleich der indische Rayat noch immer sehr arm ist, hat er doch heute viel bessere Lebensbedingungen, und namentlich ist er nicht mehr der Willkür der Beamten oder der Geldverleiher schutzlos preisgegeben. Die Gefahren der Hungersnot und der Mißernten sind vermindert worden, das ganze wirtschaftliche Leben hat größere Stabilität bekommen. Und es ist darum nicht ohne Grund, daß die Engländer auf die Erfolge ihrer Politik in Indien stolz sind. Dafür verschlägt es nichts, daß diese Politik auch für England außerordentlich vorteilhaft gewesen ist.

SCHLUSS.

Das britisch-indische Reich unterscheidet sich in manchem von den früheren indischen Staatenbildungen. Die Absicht der Engländer war von Anfang an nicht, das Land zu erobern oder neue Gebiete dem britischen Reiche einzuverleiben, sondern lediglich, Geschäfte zu treiben und möglichst viel Geld zu verdienen. Auch kamen die einzelnen Engländer nicht nach Indien, um dort den Rest ihres Lebens zuzubringen, ja noch heute sind sie Fremdlinge im Lande und sehnen sich nur zu oft nach dem Tage, da sie Indien „the land of regrets“ verlassen können, um

nach Europa zurückzukehren, und ihr Leben in Indien selbst richten sie nach Möglichkeit auf englische Weise ein.

Ihre wichtigste Aufgabe in Indien mußte es sein, das Gewonnene zu schützen und zu bewahren und weiter ihren Besitz möglichst rentabel zu gestalten.

Damit erklärt es sich, daß ein so bedeutender Teil der Staatseinnahmen für Verteidigungszwecke verwendet wird. Indien muß verteidigt werden. Die Kosten für die Unterhaltung der indischen Armee mögen uns unverhältnismäßig hoch erscheinen, so wurden im Jahre 1909—10, als das Heer ungefähr 230 000 Mann zählte, etwa 400 Millionen Reichsmark für Verteidigungszwecke verausgabt. Vom englischen Standpunkte aus ist aber gerade die Verteidigungsfrage absolut vital.

Es begreift sich weiter, daß auf die Verwaltung und die Sicherung des Landfriedens besondere Sorgfalt verwendet wurde und daß man nach Möglichkeit für die Entwickelung der natürlichen Hilfsquellen des Landes gesorgt hat. Denn nur so konnten die eigentlichen Ziele der englischen Herrschaft verwirklicht werden.

So versteht sich auch die Vernachlässigung des geistigen Lebens des Landes. Denn dieses hatte vom kommerziellen Standpunkte aus wenig Bedeutung. Fremd, wie sie im Lande waren, konnten die Engländer die geistig-kulturellen Bedürfnisse Indiens auch kaum ermessen. Das Resultat auf diesem Gebiete ist denn auch wenig befriedigend. Der frühere Vizekönig Lord Curzon hatte gewiß recht, als er mit Bezug auf die Ordnung des Schulwesens sagte, daß seiner Ansicht nach die Regierung hier ihre Pflicht nicht getan habe. Deshalb kann man auch sagen, daß England die in Indien übernommene Kulturaufgabe bis jetzt nicht befriedigend gelöst hat, denn Kultur ist nicht bloß materielle Kultur.

Die Engländer in Indien haben auch schließlich erkannt, daß sie in der Tat noch andere Aufgaben haben als die Förderung des Wohlstandes und die Entwicklung des Erwerbslebens. Schon im Jahre 1854 wird es ausdrücklich ausgesprochen,

daß es eine der heiligsten Pflichten der englischen Verwaltung sei, nützliche Kenntnisse zu verbreiten und das Schulwesen zu ordnen, und später hören wir wiederholt von dem großen Interesse, das die Regierung für die Schulfrage hat. In diesem Zusammenhang wird aber gewöhnlich auch gleich auf die finanziellen Schwierigkeiten hingewiesen.

Die Ausgaben für das indische Schulwesen sind bis jetzt verhältnismäßig bescheiden. Im Jahre 1909—10 finden wir unter diesem Titel auf dem Staatsbudget 34 Millionen Reichsmark, während die Provinzregierungen etwa 31 Millionen dafür verwendeten und die Schulgelder ungefähr 25 Millionen einbrachten. Dazu kamen fast 14 Millionen aus lokalen Fonds, etwa 3 aus anderen Fonds und 18 aus Stiftungen, Schenkungen usw. Im ganzen wurden also etwa 125 Millionen für Erziehungszwecke verausgabt, d. h. wenn wir von dem Schulgeld absehen und die Summe nach der Kopfzahl berechnen, 40 Pfennig pro Kopf der Bevölkerung.

Es ist denn kein Wunder, daß das indische Schulwesen ziemlich rückständig ist. Bei der letzten Volkszählung wurde untersucht, wie viele Inder einen einfachen Brief schreiben und lesen konnten. Nur 5,9% waren dazu befähigt, und zwar 10,6% der männlichen und 1% der weiblichen Bevölkerung. Das britische Indien zeigte ein etwas günstigeres Resultat mit 11,3% der Männer und 1,1% der Frauen, während die entsprechenden Zahlen in den Staaten 7,9% und 0,8% waren. Dabei ist aber zu bemerken, daß die Zahlen für das britische Indien durch das eigentümliche Verhältnis in Birma beeinflußt werden, wo 22% der Bevölkerung (37,6% der Männer und 6,1% der Frauen) lesen und schreiben können, wo aber der Unterricht hauptsächlich von den buddhistischen Mönchen und nicht durch Veranstaltung der Regierung erteilt wird. Unter den indischen Staaten andererseits finden sich zwar mehrere, die in dieser Beziehung sehr zurückgeblieben sind, daneben aber auch andere, die den britischen Distrikten weit voraus sind. So sind im Staate Travankur 25% der Männer und 5% der Frauen imstande zu lesen und zu

schreiben, und in Kotschin sind die entsprechenden Zahlen 24,3% und 6,1%. Ja in Baroda wurde im Jahre 1909 Schulzwang und freier Elementarunterricht eingeführt, und schon im Jahre 1911 konnten 10% der Bevölkerung (17% der Männer und 2% der Frauen) lesen und schreiben.

Auch im britischen Indien wurde die Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse in Baroda gelenkt, und bei einer Erörterung der ganzen Frage in der gesetzgebenden Versammlung im Jahre 1911 stellten die indischen Mitglieder fast einstimmig die ideale Forderung auf, daß dieselben Neuerungen im britischen Indien eingeführt werden sollten. Es wurde aber eingewendet, daß die notwendigen Mittel nicht aufzubringen seien, und die Sache wurde vorläufig vertagt.

Die Zahl der Elementarschulen in Indien war im Jahre 1911 138 348 mit zusammen fünf Millionen Schülern. Die Zahl der Knaben zwischen sechs und zehn Jahren in Indien war gleichzeitig ungefähr viermal so groß. Schon eine vierjährige Schulbildung aller Knaben würde somit sehr viel Geld kosten, und noch schwieriger würde die Sache werden, wenn auch die Mädchen unterrichtet werden sollten, was die Inder aber vorläufig selbst nicht vorschlagen.

Auch das höhere Schulwesen läßt viel zu wünschen übrig, obgleich hier im Verhältnis mehr geschehen ist, hauptsächlich deshalb, weil es vom englischen Standpunkte aus erwünscht erschien, Inder für den Staatsdienst auszubilden. Bentinck hob hervor, daß dadurch große Ersparnisse erzielt werden könnten, weil die Inder mit einem kleineren Gehalt auskommen könnten als die Europäer. Da nun die höheren Beamten Engländer waren und Englisch die Regierungssprache ist, war es natürlich, die höheren Schulen, welche die Inder für den Staatsdienst vorbereiten sollten, nach europäischem Muster einzurichten und Englisch als die Unterrichtssprache einzuführen, wie es schon in den höheren Schulen der christlichen Missionare in Indien der Fall gewesen war. Aber auch andere Erwägungen machten sich geltend.

Eine Zeitlang hatten die Engländer in Indien das Studium des Sanskrit und des Arabischen befördert und einige meinten, diese Sprachen müßten in dem höheren Unterricht eine große Rolle spielen. Andere dagegen waren der Ansicht, daß man in Indien einen europäischen Unterricht in englischer Sprache erteilen sollte. Zur Behandlung der ganzen Frage wurde von Lord Bentinck ein Komitee eingesetzt, als dessen Vorsitzender Macaulay ein Exposé lieferte, das lange für die britische Schulpolitik in Indien bestimmend blieb.

Macaulay hatte kein Verständnis für die indischen Sprachen und für die alte indische Kultur. Er ging davon aus, daß die modernen Dialekte zu unausgebildet und zu wortarm seien, um als Unterrichtssprachen verwendet zu werden. Es könnten somit nur entweder Sanskrit und Arabisch oder Englisch in Frage kommen. Und hier fand er, daß Englisch in jeder Hinsicht vorzuziehen und daß europäisches Wissen dem orientalischen absolut überlegen sei. Eine einzige Bücherreihe in einer guten europäischen Bibliothek sei ebensoviel wert wie die ganze Literatur Indiens und Arabiens, und es sei keine Uebertreibung, zu sagen, daß die gesamten historischen Kenntnisse, welche aus allen in Sanskrit geschriebenen Büchern gezogen werden können, weniger Wert besäßen als die unbedeutendsten Auszüge, welche in den Vorbereitungsschulen Englands verwendet werden.

So urteilte Macaulay, allerdings ohne selbst Sanskrit und die indische Kultur zu kennen, und so urteilten viele andere. Es kann denn auch nicht wundernehmen, daß im Jahre 1835 bestimmt wurde, daß Englisch in den höheren Schulen Indiens die Unterrichtssprache sein und daß dort europäisches Wissen verbreitet werden sollte.

Die Auffassung der Engländer hat sich seit Macaulays Zeit vielfach geändert und die Errungenschaften der indischen Zivilisation werden nicht mehr so niedrig eingeschätzt. Noch immer aber wird in den höheren Schulen vorwiegend Englisch und europäisches Wissen gelehrt.

Im Jahre 1911 gab es in Indien 9215 Schulen für Fortge-

schrittene mit 942 635 Schülern, und von diesen lernten ungefähr 70% Englisch. Die europäische Ausbildung ist somit augenscheinlich mehr beliebt als die rein indische. Der Grund dafür ist, daß sie zur Anstellung im Staatsdienste führt.

Auch die Universitäten sind mehr oder weniger nach englischem Muster eingerichtet und sind oft bloß Examensinstitute, während der Unterricht in anderen Instituten erteilt wird. Der Andrang ist sehr groß. Im Jahre 1911 meldeten sich 21 225 Kandidaten zum Eintrittsexamen, das von 10 676 bestanden wurde. Die Ausbildung ist aber oft recht mäßig, da in der Hauptsache darauf abgezielt wird, das für das Examen Notwendige zu lehren. Die akademischen Titel sind sehr gesucht. Sie öffnen nicht nur den Weg zur Staatsanstellung, sondern sind auch sonst nützlich. Wer einen solchen Titel hat, kann z. B. von seinen Schwiegereltern eine größere Summe verlangen als ein anderer.

Leute wie Bentinck hatten gehofft, daß europäisches Wissen und die ihrer Ansicht nach so weit überlegene europäische Kultur allmählich Indien durchdringen und den indischen Geist umformen würden. Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Das Resultat der englischen Schulen ist nicht selten ein lächerliches Zerrbild der europäischen Kultur, ohne tiefere Aneignung des Gelernten. Vielfach hören wir auch, daß die ethische und moralische Grundlage der Schüler leidet. Es ist ja ein Grundsatz der englischen Politik in Indien, daß man sich in die religiösen und sozialen Verhältnisse nicht einmischen darf, und so ist es dahin gekommen, daß eine europäische Ausbildung gegeben wird, ohne daß der Versuch gemacht wird, die moralische Atmosphäre dieser Ausbildung anzupassen. Die Missionare sind hierin viel konsequenter, insofern sie mit dem europäischen Wissen auch europäische Weltanschauung und die christliche Religion verbreiten wollen.

Das Prinzip der Nichteinmischung ist gewiß klug und bequem und es ist auch notwendig, solange man nicht vollständig mit dem national-indischen Geistesleben vertraut ist. Da aber

die alte indische Zivilisation auf religiöser Grundlage beruht, muß es dazu führen, daß die Engländer mit ihr fast gar keine Fühlung haben. Und was sie an ihrer Stelle bieten, kann die Inder nicht befriedigen. Die Einimpfung von europäischen Examenskenntnissen hat für das Geistesleben der Inder wenig Bedeutung gehabt. Ja gerade bei den tiefsten und feinsten Naturen ist das Resultat oft ein Konflikt zwischen dem auf europäischer Weltanschauung gegründeten Wissen und den altüberkommenen ethischen und moralischen Grundanschauungen. Daraus ergibt sich dann oft eine starke Reaktion gegen die Roheinfuhr europäischer Gedanken und europäischen Wissens, und immer mehr hochbegabte Inder schließen sich denen an, welche eine Loslösung von England anstreben. Der junge Wein hat sich in den alten Schläuchen nicht bewährt, von einer Verschmelzung des indischen und des europäischen Geistes ist noch heute nichts zu verspüren. Wenn wir einen hervorragenden Inder bewundern, so ist es gerade da, wo wir die indische Eigenart unverfälscht vor uns sehen. Rabindranath Tagore macht auf uns einen so starken Eindruck nicht, weil er ein ausgezeichnetes Englisch schreibt und europäisches Wissen sich angeeignet hat, sondern weil wir aus seinen Worten die Glut und die Innigkeit des indischen Gemüts herauslesen können.

Die Engländer sind noch heute genau so fremd in Indien wie vor Jahrhunderten. Nur sehr selten finden wir einen Beamten, der den Versuch macht, die alte nationale Kultur Indiens, von deren Einfluß selbst die Muhammedaner nicht unberührt geblieben sind, gründlich kennen zu lernen. Es sind nicht die Traditionen der altindischen Reiche, welche die Engländer aufgenommen haben. Vielmehr sind sie die Erben der muhammedanischen Eroberer, die ja auch Fremde waren. Es ist charakteristisch für das Verhältnis, daß sie, als sie Kalkutta, die alte Hauptstadt des Landes, deren Traditionen auf das intimste mit der Entwicklung der englischen Herrschaft zusammenhängen, als solche aufgaben, an deren Stelle Delhi, die alte Residenzstadt der Großmoghulen, wählten.

Unter den Muhammedanern ist andererseits die Loyalität gegen die Engländer bis jetzt mehr hervorgetreten als unter den Hindus, weil sie in der englischen Herrschaft eine Garantie gegen die so viel zahlreicheren Hindus sehen. Aber auch hier wird man finden, daß die Gefühle recht kühl sind.

Die englische Herrschaft in Indien ist eben durchaus auf materieller Grundlage aufgebaut. Und gerade dadurch ist die Stellung der Engländer im Lande so stark geworden. Kühle Berechnung ist das leitende Prinzip gewesen. Und so ist es auch nicht die Liebe und Zuneigung des indischen Volkes, welche diese Herrschaft sichern, sondern die Armee einerseits und das große ökonomische Bauwerk andererseits, das die Engländer in Indien errichtet haben.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Die belgische Neutralität.

Ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihr Untergang.

Von

Dr. Reinhard Frank,
Professor der Rechte in München.

8. 1915. M. —.75.

Ursachen und Aussichten des Krieges.

Von

Dr. Robert Piloty,
Universitätsprofessor
z. Zt. Lazarettkommandant in Bad Kissingen.

8. 1915. M. —.75.

Vortrag, gehalten an Kaiser Wilhelm II. Geburtstag, den 27. Januar 1915 zu Würzburg. Der Vortrag hatte einen großen Begeisterungserfolg und es wurde seine Drucklegung von vielen Seiten gewünscht, um ihn den Offizieren im Felde zugänglich zu machen.

Die völkerrechtliche Stellung der vom Feind besetzten Gebiete.

Von

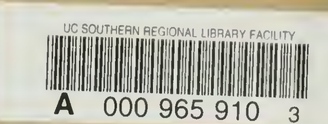
Dr. **Christian Meurer,**
Geh. Hofrat, Professor der Rechte an der Universität Würzburg.

(Separatabdruck aus dem Archiv des öffentlichen Rechts. XXXIII. 3/4).

8. **1915.** M. 2.40.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 965 910 3

